165178

677

GURGHIU
GÖRGÉNY-SZT.-IMRE

VON HOFJAGDDIREKTOR
OBERST VON SPIESS

KÖNYVTÁRA

S. M. König Ferdinand I. beim Präzisionsschiessen
nächst Jagdhaus Şebeş — September 1925

sen

GURGHIU
GÖRGÉNY-SZT.-IMRE

DAS

KÖNIGLICHE LEIBJAGDGEHEGE

EINST UND JETZT

VON

HOFJAGDDIREKTOR

OBERST AUGUST VON SPIESS

*

1 9 2 8

KOMMISSIONSVERLAG DER KRAFFT & DROTLEFF A. G.

HERMANNSTADT-SIBIU

MŰEGYETEM KÖNYVTÁRA

ÉCS

165178

29.677

R 1965

M.N.MÚZEUM KÖNYVTÁRA
II. Nyomt. Kövedéknapló
1930 év 105. sz.

DEM

WEIDMÄNNISCHEN ANGEDENKEN

WEILAND

S. M. KÖNIG FERDINAND I.
VON RUMÄNIEN

IN DANKBARER ERINNERUNG

GEWIDMET

Von den bizarren und malerischen Trachytformationen des Görgényer Gebirges einerseits und dem herrlichen wildromantischen Kelemengebirge anderseits begrenzt, tritt in ihrer hastigen Eile, nach Süden durch Erweiterung des Talbeckens beruhigt, die Maros sozusagen zum zweiten Male in freies, ebenes Gelände. Ruhigeren Laufes strömt sie dann von hier, mit ihren graubraunen Wässern nach Südwest, um bei Maros-Vécs an den mächtigen Felsentalsporn anzuprallen, der ihr den Weg verlegend, von der alten, mit zwei mächtigen Warttürmen flankierten Feste der Barone Kemény gekrönt ist. Ein herrlicher Rundblick bietet sich hier von dieser alten Fürstenburg dem Beschauer. Weithin das angrenzende Land überragend, liegt das Kelemengebirge mit seinen pitoresken Formen zum Greifen nahe vor uns, indes der Istenszék, zu deutsch Gottesstuhl genannt, schon durch seinen Namen verrät, welche Rolle der Szekler und Magyare ihm unter seinen kleineren Nachbarn zugedacht hat.

Dort aber, wo der Lapușnafluss brausend und schäumend aus dem engen Felsentale seine klaren Wässer mit den grauen Fluten der Maros mengt, liegt auf den rechten Uferhöhen Sächsisch-Reen, jetzt mit dem amtlichen Namen, Reghin genannt. Von einer überaus fleissigen gewerbe-

treibenden Bevölkerung bewohnt, ist es eines der wenigen Orte gewesen, wo man in der Zeit des Umsturzes keinen nationalen Hader kannte. Hier lebten und leben unentwegt Sachsen, Rumänen, Magyaren und Szekler friedlich vereint, denn sie haben hinreichend mit schwunghaftem Holzhandel, Leder- und Textilindustrie, Möbel- und Wagenbau zu tun, als sich, um politischer Machenschaften wegen, in ihren friedlichen Sinn und gut nachbarlichen Beziehungen stören zu lassen.

Von Sächsisch-Reen aus übersieht man ein Meer von Klötzen und Brettertürmen, die rings um die grossen Sägewerke der Foresta und Jerbuş aufgestapelt sind. Letzteres ist staatlicher Besitz und unterstand seinerzeit der Forstdirektion Görgény-Szent-Imre, jetzt Gurghiu genannt, welcher ein mächtiges Waldgebiet von an 44929 Hektaren unterstellt ist.

Görgény-Szent-Imre! Welchem Angehörigen der alten österreichisch-ungarischen Generation ist dieser Name nicht bekannt, welcher Weidmann hat nicht schon von den prächtigen Jagdgründen und den dort erzielten herrlichen Rotwild und Bärenstrecken so manches vernommen.

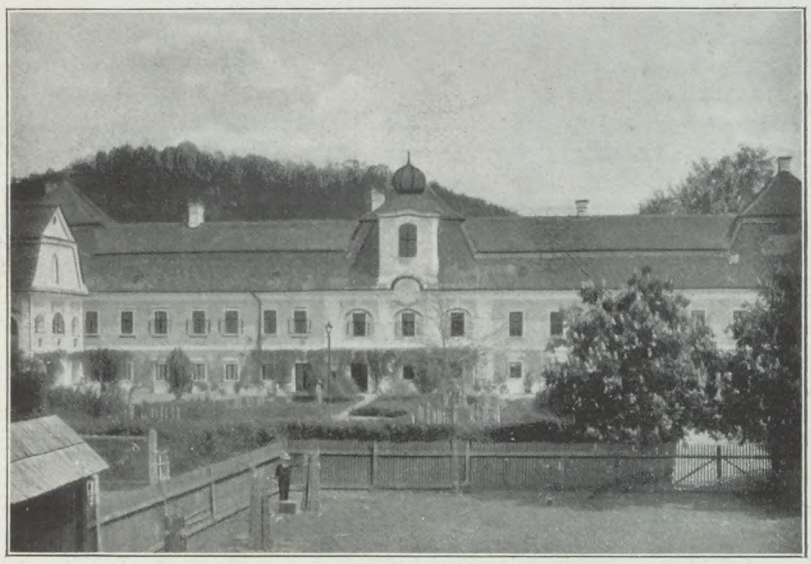
Ein blühender Marktflecken, die Residenz alter siebenbürgischer Fürstenherrlichkeit, hat es derzeit viel von seinem alten Werte und Bedeutung verloren. Die Industrie ist dort erlahmt und an ihrer Stelle hat sich die Bevölkerung um so intensiver dem Holzhandel, der Vieh- und Schafzucht und insbesondere dem Zwiebelanbau gewidmet, welch letzterer allerdings sich eines ganz bedeutenden Aufschwunges und Rufes erfreut und tatsächlich ganz köstliche Produkte liefert, die waggonweise selbst ins Ausland ausgeführt werden.

Ich glaube, die Vorgeschichte Görgény-Szent-Imres am besten zu charakterisieren, wenn ich hier Autoren sprechen lasse, und zwar vorerst die Beschreibung Görgénys von einem mit C. H. bezeichneten Autor aus dem Jahre 1882, welcher den Einzug des E. H. Kronprinzen Rudolf mit seiner erlauchten Gemahlin im dortigen Schlosse als Anlass dieser Zeilen nimmt. Die zweite Quelle entnahm ich dem Werke „Erdély épitészeti emlékei“, und zwar speziell Kővári Lászlós, die ich hier ebenfalls in Übersetzung folgen lasse.

Über Görgény schreibt C. H. folgendes:

„Görgény-Szent-Imre."

„Der Kronprinz von Österreich-Ungarn, Seine k. k. Hoheit Erzherzog Rudolf, hat am 21. September 1882 in Begleitung seiner jugendlichen Gemahlin, Erzherzogin Stephanie, und eines grösseren Gefolges wieder seinen Einzug in Görgény-Szent-Imre gehalten, um in den ausgedehnten Waldrevieren dieser Gegend auf Bären und anderes Raubwild zu jagen, — denn die Stände des Königreichs Ungarn hatten vor einigen Jahren dem Kronprinzen die Herrschaft Görgény zum Geschenke gemacht und Hochderselbe sich das dortige Kastell zu einem Jagdschlosse einrichten lassen. Dadurch ist Görgény-Szent-Imre, welches in der letzten Zeit viel von seiner früheren Bedeutsamkeit verloren hatte,



Jagdschloss Gurghiu — Görgény-Szent-Imre

wieder zu einigem Ansehen gelangt und veranlasste auch uns, demselben hier eine ausführliche Besprechung zu widmen.

Görgény-Szent-Imre liegt fast anderthalb Stunden oder 11 Kilometer östlich von der Stadt Sächsisch-Reen entfernt, in dem anmutigen Gebirgstale des Görgényer Baches, am nördlichen Fusse des ausgedehnten Waldberges Mocsár und des ihm gegenüberliegenden Bergkegels der Rakócziburg (des Schlossberges), unter welchem das herrschaftliche Kastell mit seinen aus-

gedehnten Gartenanlagen und Nebengebäuden sich ausbreitet. Der Ort selbst, ein ungarischer Marktflecken von 1600 Einwohnern, bietet ausser einigen herrschaftlichen Gebäuden und Fabriken wenig Bemerkenswertes dar. Unter diesen ist besonders das neue Schloss hervorgehoben, welches von der freiherrlichen Familie Bornemissa erbaut wurde, der die Herrschaft Görgény bis vor kurzem auf 99 Jahre inskribiert war.

Dieses Kastell, welches im Jahre 1881 für den Aufenthalt des Kronprinzen hergerichtet wurde, stellt sich, vom grossen Schlosshofe aus gesehen, als ein ansehnliches Gebäude im Barockstile dar, welches aus einem höheren und von einem Turme überragten Mittelbau, — dann aus zwei Seitenflügeln besteht. Im Mittelgebäude, das an der Aussenfront mit einem Bilde der Diana geziert ist, liegt der Haupteingang und das Stiegenhaus mit zweiseitigem Treppenaufgange, oberhalb desselben aber der grosse Speisesaal, — während in den Seitenflügeln eine Doppelreihe von Zimmern und an der Ecke die Hauskapelle sich befindet. Der Hauptfront des Schlossgebäudes gegenüber liegen die ausgedehnten Stallungen und durch einen Gang im Mittelbau des Schlosses gelangt man in den Garten, dessen eine Hälfte nach rechts zum Anbau von Mais und Küchengewächsen dient, während zur Linken ein kleiner Waldpark sich ausbreitet und die Mitte ein runder Grasplatz einnimmt, der von wohlgepflegten Kieswegen umgeben und mit einzelnen Ziersträuchern und Bäumen besetzt ist. Im Wäldchen, welches meist aus kräftigen Eschen besteht, befindet sich auch ein Teich, der zur Erhöhung der Bodenfeuchtigkeit und der landschaftlichen Reize des Parkes wesentlich beiträgt. An das Schloss grenzt einerseits die Papiermühle, anderseits die Branntweinbrennerei, welche mit der weiter talaufwärts liegenden Steingutfabrik diesem Marktflecken früher den Charakter eines Industrieortes verlieh. Während aber die beiden ersteren schon seit mehreren Jahren nicht mehr im Betriebe stehen und in einen etwas verwahrlosten Zustand geraten waren, wird in der Steingutfabrik, welche der Sächsisch-Reener Bürger Wachner gepachtet hat, auch heute noch eifrig fortgearbeitet.

Das Fabriksgebäude, in welchem täglich gegen zwanzig Arbeiter beschäftigt werden, enthält zuerst eine Anrichtstube, wo die Porzellanerde geschlemmt, gemischt und gepresst wird, um dann als plastischer Teig in die Dachstube zu kommen. Hier wird der Ton auf zehn Drehscheiben zu allerlei Geschirr und Gefässen geformt, die man dann auf luftigen Gestellen trocknet und nach einer leichten Glättung im ersten Ofen glüht. Nach vierundzwanzig Stunden ist hier die Steingutmasse der Gefässe genügend erhärtet; dann werden diese herausgenommen und in der Glasurstube, nachdem man früher die etwaige Malerei darauf ange-

bracht hatte, mit einem Anstrich von feinem Kieselmehl (der Glasur) versehen. Diese Glasur schmilzt bei der zweiten Glühung, die eben so lange wie die erste dauert, zu dem glänzenden, glasartigen Überzuge, wodurch diese Steingutgeschirre das Aussehen des Porzellans erhalten. Am nahen Görgényflusse liegt die zu dieser Fabrik gehörige Mühle, wo der Kies und die Porzellanerde zuvor unter acht Fallhämmern zerkleinert und dieses grobe Steingut dann unter einem Mühlsteine fein gemahlen wird, wobei man es schon mit Wasser befeuchtet. Der Kiesel wird aus dem Samostale, die Erde aus der Gyergyó und von Torda (Szind) bezogen; hiedurch werden wohl die Erzeugungskosten etwas gesteigert, was aber durch die billigen Arbeitskräfte und das wohlfeile Brennmaterial dieser Gegend reichlich ersetzt wird. Die Arbeiter werden meist nach hundert Stücken der erzeugten Ware bezahlt und können sich bei einigem Fleisse täglich mehr als einen Gulden verdienen; sie sind, bis auf einen deutschen Modellierer, fast ausschliesslich Einheimische, da die früheren Arbeiter aus Böhmen ihrer allzugrossen Ansprüche wegen entlassen werden mussten. Doch haben sich von der vorigen Arbeiterbevölkerung noch viele deutsche Namen im Orte erhalten, deren Träger aber ihre Muttersprache gänzlich vergassen und in der heimischen (magyarischen, zum Teil auch rumänischen) Einwohnerschaft aufgegangen sind.

Wie die früher erwähnte Papiermühle und Branntweinbrennerei, so ist auch die Glasfabrik im nahen Kasvatale, bei der Ansiedlung Görgény-Üvegcsür, schon seit mehreren Jahren im Stillstande, — dagegen erfreut sich das Soolbad bei dem etwas weiter nordwestlich gelegenen Zsabenitza (Görgény-Sóakna) alljährlich einer grösseren Aufnahme und wäre nur die Herstellung besserer Badeeinrichtungen und einer guten Zufahrtsstrasse zu wünschen. Während wir daher die Besichtigung dieses Salzbades für eine spätere Gelegenheit aufsparen wollen, können wir einen Gang zu den Ruinen der Rakóczi burg, welche sich einst stolz auf dem Bergkegel erhob, der inmitten des Görgénytales dicht am Marktflecken und in der Nähe des jetzigen Jagdschlosses unseres Kronprinzen bis zu 200 Meter aufsteigt, jedem Besucher von Görgény-Szent-Imre auf das Wärmste empfehlen. Ein geschlängelter Weg führt bequem aufwärts, anfangs zwischen Wiesen, dann durch jungen Eschenwald, an zerfallenem Gemäuer entlang bis auf die Platte des Hügels. Auf einer kleinen Anschwellung des Bodens erheben sich hier die Überreste eines runden Turmes, welcher für eine Kapelle gehalten wird, weshalb auch bisweilen Prozessionen der katholischen Umwohner dahin statthaben. — während unweit in einer Vertiefung ein dunkles Loch den Einblick in die weiten Hohlräume eines gewölbten Kellers der alten Burg gewährt.

Von diesem Schlossberge geniesst man eine herrliche Aussicht, einerseits (gegen Westen) über mehrere Dörfer des Görgénytales auf Sächsisch-Reen, das sich an der fernen Berglehne jenseits des Maros mit seinen schönen Häuserreihen und blinkenden Kirchtürmen gar stattlich ausnimmt, — andererseits talaufwärts über zahlreiche Waldschluchten und Bergwiesen bis zu dem Kamme des Görgényer Gebirges, welches nach Osten in schön geschwungenen Linien den Horizont abschliesst.

Dieser Schlossberg mit den Ruinen der Rakócziburg erweckt aber auch recht lebhaft in uns die Erinnerung an die früheren Schicksale von Görgény-Szent-Imre.

Zur Zeit der ungarischen Könige wird Görgény als königliche Burg genannt; später ging dieselbe in den Besitz der Szekler Grafen über und im 15. Jahrhundert war sie — nach Heltais Chronik — der Sitz der Woiwoden von Siebenbürgen. Im Jahre 1551, Johann Geréb de Vingárd war damals Schlosshauptmann zu Görgény, begann König Ferdinand I. einen Brunnen in der Burg graben zu lassen, welcher aber erst unter dem Fürsten Sigismund Báthory vollendet und bis auf eine Tiefe von 67 Klaftern ausgeführt wurde; während mittlerweile der Fürst Johann Sigismund beim Aufstande der Szekler 1561 die Befestigungen der Burg neu hergestellt und bedeutend verstärkt hatte. Georg Rakóczi I. nahm vielfache Reparaturen an dem Schlosse vor, welches bis dahin etwas in Verfall geraten war. Im Jahre 1453 hatte König Ladislaus V. die Görgényer und Devaer Burg an Johannes Hunyadi zur Belohnung seiner Verdienste um Staat und Land verliehen. Nach Hunyadi wechselte das Dominium Görgény häufig den Herrn und war in rascher Reihenfolge im Besitze zahlreicher ungarischer und siebenbürgischer Adelsgeschlechter verliehen und gelangte gegen die Mitte des jetzigen Jahrhunderts wieder an das Staatsärar."

Auf Seite 176 seiner Beschreibung der siebenbürgischen Baudenkmäler sagt Kővári László 1866 über die Burg Görgény in der Übersetzung folgendes:

„Die Burg Görgény, eine der bedeutendsten Adlernester der Siebenbürger Bannerherren, lag eine Stunde von Sächsisch-Reen entfernt gegen Görgény-Szent-Imre auf dem pyramidenförmigen Berg, der das Tal, das von Reen in die Gyergyó und in den inneren Teil des Landes der Szekler führt. Der Serpentinenweg windet sich auch heute zur Berghöhe hinauf, aber die Burg steht nicht mehr, sie ist verfallen.

Wann sie erbaut wurde, bleibt uns, wie bei vielen anderen Burgen, auch hier die Geschichte die Antwort schuldig. Doch das

Fehlen von Ziegeln in den Steinmauern, die grossen, runden Steine (Hausblöcke) in der Burgmauer, der auf den Pfeilern ruhende Keller und die aus runden Blöcken zusammengesetzten Wölbungen weisen darauf hin, dass sie in alten Zeiten erbaut wurde, ehe es noch Ziegel dort gab. Schon zu Beginn war sie königliche Burg, und eine bemerkenswerte Feste. In alten Zeiten umgab sie ein Graben, welcher aus einem Bach mit Wasser gefüllt wurde. In den ersten Jahrhunderten war sie der Wohnsitz der Szekler Grafen oder Ispane und bannerherrliches Lehn. Nachdem aber die Woiwoden das Szekler Grafentum im 15. Jahrhundert an sich rissen, ist sie häufig Residenz der Woiwoden, welche als Stützpunkt für die Niederhaltung der Szekler am Marosstuhle diente. Burghauptmann war im Jahre 1451 Johann Geréb de Vingárd, der in diesem Jahre mit den Szeklern in Marosvásárhely einen Provinzialtag abhielt und mit ihnen Erbgesetze schuf. Ferdinand I. begann in der Burg einen Brunnen graben zu lassen, den Sigismund Báthory vollenden liess. Georg Rakóczi traf sie in ziemlich vernachlässigtem Zustande vor und begann 1640 sie wieder herzustellen. Er liess den 67 Klafter tiefen Brunnen reinigen, begann von Seite der Weinberge, woher es möglich war in die Burg einzudringen, eine starke Bastei mit Kasematten aufzuführen, liess vom Burghof die hervorstehenden Felsstücke abtragen und liess innerhalb der Burgmauern, welche bis dahin leer standen, Gebäude aufführen. Später wurde auch noch eine Kapelle dort erbaut.

Nachdem die Szekler Grafen in der Woiwodschaft aufgegangen waren, bringt uns die Geschichte die erste Kunde über die Besitzverhältnisse, und zwar zum ersten Male im Jahre 1458, als Johann Geréb de Vingárd als Burghauptmann von Görgény erscheint. Dass sie dazumal königliche Burg war, beweist, dass im Jahre 1453 König Ladislaus V., den Johann Hunyady, nachdem dieser von der Statthalterschaft zurückgetreten war, mit der Burg Görgény belehnt. Wie lange die Hunyadys die Burg besassen und auf wen sie nachher kam, können wir nicht sagen. Sicher ist es aber, dass sie von diesen Zeiten an in die Hand von Privatpersonen kam.

Unter dem nationalen Fürsten Stefan Báthory erscheint im Jahre 1585 Christof Hagymásy als Eigentümer, der den Marosstuhl brandschatzte, weshalb der Stuhl gegen Stefan Báthory für Gaspar Békes Partei nahm. Bald darauf, im Jahre 1594, sehen wir die Burg im Besitze des Kanzlers Farkas Kovácsoczi, den aber Sigismund Báthory in diesem Jahre mit mehreren anderen hinrichten liess. Nach dem Sturze Kovácsoczis belehnte Sigismund Báthory am 10. Oktober mit dieser Burg seinen Onkel Stefan Bocskay. Nach dessen Tode beschlossen die Stände im Jahre 1607,

die Burg in die Reihe der Fiskalitäten aufzunehmen. Da aber Stefan Bocskai die Burg testamentarisch dem Nikolaus Bocskai vermacht hatte, erhob dieser unausgesetzt Anspruch auf dieselbe, bis sie von den Bocskais, als österreichische Parteigänger, auf dem Mediascher Landtag vom Jahre 1610 endgültig weggenommen wurde. Zu Beginn der Regierungszeit des Gabriel Bethlen, am 27. September 1610, erscheint die Burg auf den in Kolozsvár abgehaltenen Landtag schon als Fiskalität, doch trotzdem sehen wir sie auch weiterhin im Besitze von Privatpersonen. Kanzler Kovácsoczi de Körtvefa, Sohn des oben erwähnten Kovácsoczi, der die Hälfte der Burg von der Frau des Peter Haller erhielt, bekam diese am 15. Oktober 1630 vom Fürsten Stefan Bethlen zum Geschenke. Nachdem Kovácsoczi im Jahre 1633 dort gestorben war, gab Georg Rakóczi I. am 27. April 1637 seine Zustimmung, dass die Burg an des ersteren Frau Sofia Telegdy und an dessen Tochter Kata, Frau des Stefan Petky, falle. Zur Burg gehörten damals Görgény, Petele, Kásova, Libánfalva, Hodák, Szent-Mihály-Telke, Kincses, Nagyoroszfalva, Kisoroszfalva, Sóakna, als ganze Dörfer und mehrere Dorfteile.

Die andere Hälfte mag um diese Zeit Sigismund Barcsai im Besitz gehabt haben, denn den anderen Teil gab Georg Rakóczi I. am 5. Jänner 1638 dem Samuel Allia und dessen Frau Katharina Lorántfi für 29.000 Fl. so zwar, dass sie für Görgény dem Barcsai 12.000 Fl. zahlen sollten. Später scheinen aber die getrennten Teile bald wieder vereinigt worden zu sein, denn Georg Rakóczi I. sprach sie am 25. September 1642 für den Fall des Ablebens der Katharina Lorántfi seinem eigenen jungen Sohn, Sigismund Rakóczi, für 40.000 Fl. zu, was Georg Rakóczi II. am 20. Juli 1649 bestätigte.

Nach Rakóczis Sturz vergab sie Fürst Johann Kemény dem zu seinen Gunsten zurückgetretenen Achilius Barcsai; aber nach der Ermordung Barcsais ist die Burg, allem Anschein nach, wieder in den Besitz des Landes zurückgekommen. Unter der Regierung des österreichischen Hauses wurde sie 1734 der Familie Baron Bornemissa auf 99 Jahre inskribiert und obgleich dieser Termin im Jahre 1836 abgelaufen war, ist die Familie bis in die jüngste Zeit im Besitze derselben geblieben. Um die Bedeutung der Burg hervorzuheben, führe ich aus der Vergangenheit einige Ereignisse an.

Im Herbst 1660 bringt Johann Kemény gegen Fürst Achilius Barcsai ein deutsches Heer. Der verfolgte Barcsai wirft sich in die Burg Görgény und ist bereit, sich dort belagern zu lassen. Kemény entsendet aber von Reen Dénes Bánfi zu ihm und liess ihn auffordern, in den unter der Burg gelegenen Hof zu kommen, um ihre Angelegenheit dort auszutragen. Barcsai nahm das An-

erbieten an. Die beiden Männer kamen am 11. Dezember zusammen und die Unterhandlung endete damit, dass Barcsai vom Fürstensitz abdankte. Am 6. Jänner 1661 entband er das Land vom Treuschwur. Infolge der Abdankung gelangte Görgény in den Besitz Barcsais, indem es ihm mit den dazugehörigen 11 Dörfern zur Bestreitung seines Hofes zugesprochen wurde. Trotzdem aber unterhielt Kemény auf der Burg eine Besatzung. Inzwischen schickt Barcsai um türkische Hilfe und sinnt auf den Sturz des Johann Kemény. Nachdem Kemény dies erfahren hatte, kam er unter dem Vorwand einer Jagd hierher, berief auch die Geschwister Barcsais und setzte sie alle gefangen. Aber der Türke kam tatsächlich in das Land. Als er beim Eisernen Tor einbrach, liess Kemény den Barcsai unter Bedeckung nach Kővár abführen. Die Bedeckung ermordete ihn aber unterwegs, wahrscheinlich über Befehl des Fürsten Kemény.

1664 fiel Johann Kemény bei Nagyszőlős gegen die Türken, worauf seine Anhänger in zwei Parteien zerfielen, und zwar in die österreichische und türkische Partei. Die deutsche Partei versammelte sich in der Bethlenburg und nahm zugunsten Peter Keménys Stellung, während die türkische Partei in Görgény zusammenkam und für den schon gewählten Apafi I. sich aussprach."

Inwieweit die Burg auf die Rakóczische Revolution Einfluss nahm und wie sie in den Staub sank, sagt Kővári, dass wollen wir uns von Cserei erzählen lassen. Ich glaube aber der Sache am besten zu dienen, wenn ich hier anstatt die Übersetzung weiter zu verfolgen, die überaus übersichtliche und frische Schilderung der engeren Geschichte Görgénys und dessen Belagerung, durch Pfarrer Hans Plattner beschreiben lasse, der sich ebenfalls, wie Kővári, auf die Aufzeichnungen Csereis beruft.

Pfarrer Hans Plattner, Hermannstadt, schreibt im „Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt" unter dem Titel „Bilder aus der Kurutzenzeit" über Gurghiu folgendes:

„Die alten Benennungen lauten: Castrum Gewergen 1455, Gergyn 1494, Gorgyn 1497, schliesslich amtlich Görgény-Szent-Imre, zu deutsch: Georgen des H. Emmerich, rumänisch Gurgiu-A.-Szint Imbrului (Lenk v. Treuenfeld), heute amtlich Gurghiu. Zählt etwa 2000 Einwohner, Rumänen, Ungarn und einige Deutsche, meist Nachkommen der um die Mitte des vorigen Jahr-

hunderts als Holzflösser berufenen ‚Badenser'. Am oberen Miresch, 14 Kilometer östlich von Sächsisch-Reen, in herrlicher Lage. Am Fusse des Görgényer Gebirges, unweit dessen vorspringenden Bergspitzen der Sattelburg und Spitzburg, einst dakische, römische oder gepidische Burgen, und dem massiven Adelsschlosse von Vécs. Das Gesamtbild der Gegend: Liebliche Naturromantik, mit dem dicht neben dem Orte sich erhebenden Rakócziberg, auf dem sich früher das feste Schloss Görgény erhob. Dort sassen sie und sitzen zum grossen Teil heute noch, die alten Adelsgeschlechter, die in der siebenbürgischen und in der Geschichte Görgénys eine Rolle spielen: Die Bánffy, Kemény, Teleki, Huszár, Toldalaghy, Macskási, Bethlen, Bornemissa, Kornis u. a.; dort liegen noch die 9—12 Untertanendörfer von Görgény, darunter auch das sächsische „Petelye város". Dort die wohlhabenden sächsischen Orte, die den Kaiserlichen zur Kurutzenzeit als Garnison und Wachposten zugewiesen wurden; Tekendorf, Botsch. In ihnen standen die Reiterregimenter Kronzfeld und Darmstadt und das Infanterieregiment Virmond. Unter den Obersten Grafen Orsetti (Tekendorf), Graf Czernyn (Botsch). In deren Hauptquartieren öfters adlige Gesellschaften stattfanden, mit westlich geselligem Schliff und Feinheit, auch mit echt siebenbürgischen Trinkgelagen, wobei die beiden Grafen den vollendeten Grandseigneur spielten.

Doch geschichtlich sympathischer als die stolzen Adelsschlösser und die schmucken Orte Sächsisch-Reen, Botsch und Tekendorf ist der einstige Schlossberg von Görgény, der sogenannte ‚Rakócziberg'. So benannt nach dem Fürsten G. Rakóczi I., der gerne hier Aufenthalt nahm, in den wildreichen Jagdgründen gerne jagte und eben bei einer Jagdtafel im nahen Mocsárwald sich plötzlich todkrank fühlte, bald darauf auch starb. Als erster Besitzer von Görgény und der dazu gehörigen 9—12 Jobagyenorte oder Pertinenzien wird der Reichsverweser unter den minderjährigen Ladislaus Posthumus, Johann von Hunyad, genannt. 1445. Die diesbezügliche Urkunde ist datiert von ‚Zékelvásárhely', und in dieser bedroht er die Sachsen der Sieben Stühle mit einer Exekution durch verschiedene ungarische Adlige, darunter seinen Kastellan von Görgény, Johann von Vingárd, wenn sie nicht die eine Hälfte von Rakowitza dem früheren Besitzer zurückgäben. In der Folge wird Görgény Staats- oder Fiskalgut, das die seit 1537 selbständigen siebenbürgischen Fürsten an ihre Würdenträger und Günstlinge gegen beträchtliche Geldsummen verliehen: 32—36.000 Gulden. Johann Siegmund Zapolya liess das Schloss festungartig ausbauen. Gabriel Bethlen und sein Nachfolger Georg Rakóczi I. vollendeten den Aufbau zu einer Festung ersten Ranges, mit zwei

hohen und massiven Ringmauern, mit Schiesslöchern, Pechscharten und Geschützständen. Die Belehnungen und die erforderlichen Summen dazu konnten sich nur mächtige und begüterte Adelsfamilien leisten. So der Kendi, Békes Hagymás, Gyula de Abafái, Kovácsoczi, Bogáthi, Bocskai, Tököly, Barcsai Ákos, Teleki Miháli d. Ä. Der letztere bog sich aus dem konfiszierten fürstlichen Vermögen seines auf sein Anstiften zu Bethlen grausam ermordeten Schwagers Bánffy Dénes von Gyalu auch das schöne Gernyeszeg bei. Die letzte Besitzerin von Görgény, und zwar auf 99 Jahre, war die Familie derer von Kaszoni-Bornemissa, sie hat auch das geräumige Herrenhaus am Fusse des Rakócziberges gebaut. Um 1880 kaufte es der ungarische Staat um eine halbe Million Gulden ab und schenkte es dem Kronprinzen Rudolf als Jagdschloss. Dort nahm dieser fast alljährlich zu grossen Bärenjagden Aufenthalt.

Kurutzenzeit.

Im Sommer 1703 hat die Sache Franz Rakóczis in Oberungarn grosse Fortschritte gemacht. Er lenkt seinen Blick nun auch gegen Siebenbürgen und belagert zunächst die Grenzfesten Somlyó und Kővár. Das erstere fällt bald. Kővár steht vor dem Fall. Da erscheint der tapfere Kommandierende Rabutin von Hermannstadt mit 2000 Reitern plötzlich vor der Festung, zersprengt die Kurutzen, verproviantiert die Festung und gibt sie dem jungen Michael Teleki zur Verteidigung. Diesem aber misstrauend, nimmt er seine Mutter, seine Gattin und den reichen Telekischen Schatz und bringt sie nach Görgény. Bald darauf tritt Michael Teleki Kővár den Kurutzen ab und geht selbst zu ihnen über. Darauf schickt Rabutin von Hermannstadt fünf Kompagnien unter dem Oberstwachtmeister Merode nach Görgény und lässt die beiden Frauen samt dem ganzen Schatz auf Wagen nach Hermannstadt bringen. Die Kurutzen überschwemmen bald unter dem Trinker Gutti István u. a. den Nordosten Siebenbürgens, indes Szekler, die durch einige unzufriedne Adlige aufgestachelt, für die Kurutzen gewonnen wurden. In kurzem lodert der Brand in ganz Siebenbürgen auf. ‚Rettenetes bodulás válá erdélyben minden felöl' — ungeheure Bestürzung in Siebenbürgen überall — schreibt Cserei. Alles flüchtet mit Habe und Familie in feste Orte, Burgen, sächsische Städte. Die nicht widerstandsfähig sind, werden von den Kurutzen genommen, samt den darin geborgenen Vorräten und Familienschätzen. So die Kastelle von Ders, Meschen, Katzendorf, Kaisd. Herden von Rindern, Schafen, Pferdegestüte werden geraubt, besonders von den Kővárer Rumänen-Kurutzen nach Ungarn geschafft.

Der erwähnte Teleki Mihály, der Schwager des Fürsten Apaffy I. und allmächtiger Rat hatte sich durch List, Gewalt und Mordstiftung an den reichsten Magnaten ein fürstliches Vermögen erworben. Von Huszt in der Maramuresch bis nach Fogarasch konnte er so reisen, dass er jede Nacht auf eigenem Gut einkehrte. Auch Gernyeszeg bei Reen hatte er sich von dem Vermögen seines in Bethlen grausam ermordeten Schwagers Bánffy Dénes angeeignet. Cserei nennt ihn einen erzschlechten Menschen, Haupturheber des Unterganges der goldenen Freiheit und des Glanzes Siebenbürgens. Und sein Grossvater sei mit nur zwei Pferden aus Ungarn hergekommen. Und sei ein ‚oláh-fajta' = Rumäne gewesen. Cserei kannte sich wohl gut aus. War er doch einige Jahre dessen Edelknabe, litt bei dem reichen Mann oft Hunger und musste auch allerlei niedere Dienste verrichten: vor seiner Tür schlafen, Heumachen und das Nachtgeschirr des Skorbutkranken in der Maros waschen.

Auch nach Görgény hatte sich eine grosse Anzahl Hoch- und Mitteladel und Pfarrer geflüchtet. Cserei zählt etwa 30 hochadlige Familien auf, wozu noch eine Menge niederer Adel kommt. Sie wohnen dort in den vielen Räumen und Kasematten. Ihre Viehherden weiden ausserhalb der Festung. Kommandant ist der adlige Bánffy László, Csereis Schwager. Er verpflichtet die Geflüchteten zur Treue gegen den Kaiser durch Schrift und Siegel. Nur 50 kaiserliche Musketiere und einige ungarische Trabanten oder Labantzen bilden die faktische Besatzung. Die Geflüchteten müssen sich aber an der Verteidigung auch beteiligen. Banffy unternimmt einen Streifzug gegen die in der Nähe plündernden Kurutzen über Botsch und Passbusch hinaus. Schlägt die in der Überzahl dort hausenden drei Fähnlein, haut viele nieder und kehrt mit schöner Beute nach Görgény zurück: Drei Fahnen, 85 Pferde, eine Menge Ochsen und Schafe. Aber nun umschwärmen die Kurutzen die Festung in grosser Menge, dringen bis an den Fuss der Festung vor und brennen den Ort nieder. Bald erscheint Michael Teleki als Kommandant der Kurutzen und bedroht die Festung von vier Seiten. Das Hauptlager ist im nahen Mocsárwald, die Artillerie, zwei alte, kleine Mörser, hat er in die Weingärten postiert. Damals hatte Görgény noch Weingärten, 400 Arbeiter konnten sie an einem Tage hacken. Aber weder die Mörser, noch die vielen Plänklerangriffe vermochten die Feste wanken zu machen. Fast täglich rückten die Kurutzen aus, die Kaisertreuen aus der Festung, oft von 10—15 Musketieren begleitet, ihnen entgegen. 42 mal war Cserei mit dabei, ohne einen Schaden zu nehmen. Die adligen Frauen sahen von der Burgmauer zu. Die Kurutzen waren stets in grosser Überzahl, aber wenn die Adligen ihre ‚Flinta' ansetzten, liefen die Kurutzen davon.

Michael Teleki greift zur List. Briefe fliegen in der Nacht über die Burgmauer, deutsch und ungarisch geschrieben. In den deutschen fordert er die Deutschen auf, die Ungarn zu töten und die Burg zu übergeben. Den Ungarn rät er, die Deutschen niederzumachen und unter Belohnung mit deren Habe Kurutzen zu werden. Auch das hilft nicht. Da wendet er sich mit seinen Praktiken an den Kommandanten. 1000 Dukaten und den Oberstenrang verspricht er ihm. Jetzt hat er nur die Charge eines ‚lejtinan'. Und Bánffy wird wankend. Denn auf Entsatz ist nicht zu hoffen. In der Burg herrscht Mangel. Die Kurutzen haben das Vieh von der Weide weggeraubt, Fleisch kennt man nicht mehr. Das Wasser des einzigen Brunnens ist arg verunreinigt. Seine Frau, eine „Fray" vom Hofe Bercsényis, dringt fort in ihn, Kurutz zu werden. Weil Bánffy keinen Sold auszahlt, verschwinden die Musketiere und Trabanten in der Nacht allmählich fast alle. Nur fünf Musketiere sind geblieben. Aus Rache haben einige Deserteure verreckte junge Hunde in den Brunnen geworfen und so ziehen sie beim Schöpfen im Eimer Stücke von verwesten Hunden, Eingeweideteile usw. herauf. Und so müssen sie es trinken, mit dem Wasser müssen die adligen Herrschaftsfrauen kochen. Die Männer behelfen sich mit Weintrinken. Denn solcher war von den Adligen im Überfluss hereingebracht worden. Und der Gesundheitszustand war doch kein schlechter, obwohl nur der einigermassen gut lebte, der noch über Speck und Käse verfügte. Nur Csereis Kinder erkrankten und er auch sehr schwer an dem damals häufigen Hagymás (Fieber). 40 Tage und Nächte nimmt er keinen Bissen zu sich. Delirium, Phantasien. Seine Frau schenkt dem Kommandanten eine schöne Bärenhaut und einen silbernen Säbel, damit er erlaube, zum Kurutzenkommandanten zu schicken, dem übergelaufenen Redey Adam, damit er ihm gestatte, aus dem nahen Sächsisch-Reen einen Borbély (Bader) und eine Flasche Bier zu bringen, nach der er so grosse Lust habe. Redey behält aber die Flasche für sich und lässt ihm sagen, es sei gegen die Kriegsregel, einem Belagerten etwas zu gewähren. — ‚Obzwar er', sagt Cserei, ‚von der Kriegsregel soviel verstand und noch heute versteht, wie mein Vorstehhund von der Philosophie'. Mit den fünf Musketieren und den ausgehungerten Adligen war die Festung nicht zu halten, die schönen Dukaten und der Oberstenrang mochten auch locken. Bánffy László übergab Görgény dem Teleki Michael samt Ausrüstung, samt Adligen und ihrem Vermögen. Alle mussten zu den Kurutzen schwören. Cserei liess sich von sechs Mann auf einer wollenen Decke zu einem Ochsenwagen tragen und fuhr nach dem Gut seiner Schwiegereltern in Kál. Auch er musste zu den Kurutzen schwören, da sie ihn, trotz seiner schweren Krankheit, ebenfalls mit dem Umbringen bedrohten. So

fiel Görgény, diese wichtige Festung, in den Besitz der Kurutzen und blieb bis zum Jahre 1708 einer ihrer festesten Plätze. Wie und unter welch beiderseitigem Heldentum die Feste Görgény 1708 gänzlich verschwand und der Rakócziberg sein dunkelgrünes Trauertuch über sein Haupt zog, im nächsten Bild.

Görgény wird kaiserlich und geschleift.

Von 1703 bis 1708 ein furchtbarer Wirrwarr in Siebenbürgen. Rabutin war auf bloss 6000 Mann Kaiserlicher angewiesen, hielt aber mit Hilfe der eigenen Umsicht und Tapferkeit sowie der seiner Unterführer: Baron Tiege, Graven, Klöckelsberg, Lichtenstein, Falkenhein, Wallenstein, und der uneinnehmbaren festen Plätze: Hermannstadt, Kronstadt und Fogarasch, den Feind doch in Respekt. Die Kurutzen wieder wuchsen fort an Zahl und wüsteten unter ihren Führern Guti István, Thoroczkai, Pekri Lörincz, Orosz Pál, Teleki Michael, Vaj László, Kászás Pál, Gyarfas Nyuzó, Mikes, Sándor János, Horváth im ganzen Lande in erschrecklicher Art. Die Besitzungen der Gegenpartei wurden ausgeraubt, die vergrabenen Schätze und Wertsachen meisterlich ausgeforscht. In Czerey leerten sie zwei solcher Gruben. Mancher Kurutz schuf sich solcherart Wohlstand und Vermögen. Im Jahre 1705 schickte Rakóczi den ungarländischen Grafen Simon Forgács mit ansehnlichen Truppen nach Siebenbürgen und stellte diese unter sein Kommando. 35.000 standen nun gegen 6000. Forgács, ein stolzer und hochmütiger Ungarländer, behandelte die Siebenbürger, Kurutzen wie Bürger und Bauern, brüsk und grausam. War dabei habsüchtig, ein grosser Trinker und Schlemmer. Überall erschienen seine raubenden Scharen. Selbst den Roten Turm bekam er in seine Gewalt, so dass den Kaiserlichen die einzige offene Kommunikation über die Walachei nach Wien versperrt war. Und vom Roten Turm schickte der galante frühere kaiserliche Offizier der alten Bekannten von den Wiener Elitebällen, der Kommandeuse Rabutin, Prinzessin von Holstein und verwitweten Gräfin Sinzendorff, allerhand Gaben und Geschenke. Was ihm von seiten der Rakóczischen sehr verübelt wurde. Da schickte der neue Kaiser Josef I. ein tüchtiges Heer nach Siebenbürgen unter dem alten, kriegsgewohnten Grafen Herbeville und den Haudegen Grafen Virmont, Schlick u. a. Rakóczi kam nun selbst auf Siebenbürgen zu und berief Forgács an die Westgrenze gegen Herbeville. Nach dessen Verdrängung wollte er sich am Martinstag in Weissenburg zum Fürsten krönen lassen und hatte dazu umfassende Vorbereitungen getroffen und selbest auf mehrere Fässer Tokayer nicht vergessen, was alles den Kaiserlichen nach dem Sieg bei Sibo wohl bekommen sollte. Denn dort wurde Forgács

durch die gute Wegleitung eines alten rumänischen Bauern, die fahrige Führung des Forgács, des Nichteintreffens Károlys, sowie die taktische Überlegenheit der kaiserlichen Feldherren und ihre persönliche Bravour eben am Martinstag vollständig geschlagen. 40.000 Kurutzen fielen, die Artillerie grossenteils verloren, während Rakóczi im nahen Schlosse Szurdok beim Grafen Csáki unbesorgt tafelte. Er liess Forgács einsperren und zog nun nicht nach Weissenburg, sondern über Gyerla und Bethlen nach Ungarn zurück. Die Kurutzen waren durch Sibo ausser Rand und Band. Ihre Führer und ihre Adligen flüchteten in die Moldau und Walachei und nur Horden durchstreiften das Land. Weil aber nachher die Sache der Kaiserlichen in Ungarn misslich stand, musste Rabutin samt einem bedeutenden Teil seiner Truppen dorthin Starhemberg zu Hilfe ziehen. Lorenz Pekri führte nun in Siebenbürgen das Oberkommando und hatte sich das entscheidende Übergewicht verschafft. Unter räuberischen Hauptleuten — ‚Tolvai kapitányok' — wieder Njusó, Tragul, der Rumäne Balika, Rácz, Szent Pály István und János aus Salzburg u. a. . . . szidtak, csufotak, vertek, öltek, práedáltak, kinózfak, huztak, vontak — fluchten, spotteten, schlugen, mordeten, plünderten, peinigten, verschleppten — Pékri uram pedik ett, ivott, vendégeskedett, táncolt vagy bolondoskodott. — Pekri aber ass, trank, traktierte, tanzte und hofierte. So ging es bis zu der mit grosser Aufmachung bei Vásárhely durchgeführten Krönung Rakóczis zum Fürsten von Siebenbürgen am 5. April 1707. Unbeschreibliches Elend hatten in diesen Jahren Siebenbürgen, besonders die Sachsen um Hermannstadt auszustehen gehabt. Da kam Rabutin mit starken Truppen und geübten Führern nach Hermannstadt zurück und in kurzer Zeit fielen alle festen Plätze in die Hände der Kaiserlichen. So auch Görgény.

Hierher hatte Rakóczi den tapferen Kapitän Ratoni mit 100 auserlesenen Palast-Hajduken gestellt. Und dieser hatte die Feste gut verproviantiert und ausgezeichnet fortifiziert, die gefährlichen Schindeln der Gebäude entfernt und nasse Tierhäute darauf gelegt, hatte eine Unmenge Eicheln aus dem Mocsár herbeigeschafft, diese durch Überbrühen und Trocknen auf Wolldecken so gehärtet, dass sie den Geschützen und Mörsern eine treffliche Ladung abgaben, die nachher den stürmenden Kaiserlichen grosse Verluste beibrachten, kurz, er hatte wie der beste kaiserliche Genieoffizier Vorsorge getroffen. Die Kaiserlichen kommandierte ebenfalls ein tapferer Kommandant, einer der tapfersten und erfahrensten in Siebenbürgen: der Oberst vom Regiment Neiperg, Kaltemplat. Vom Herrenhaus her und von den Weingärten liess er Görgény heftig beschiessen. Mehr als 350 Bomben warf er hinein, alle Dächer und Gebäude wurden niedergerissen und nur

die kahlen Ringmauern standen noch. Aber Ratoni hielt sich weiter. Rabutin schickte seinen Sohn und Generaladjutanten Amadeus — der einzige Sohn, nachher Gesandter in Berlin und Petersburg, sehr beliebt bei Katharina d. Gr. — zu den Belagerern. Als dieser Ratoni zur Übergabe aufforderte und zur Einstellung des aussichtslosen Widerstandes, erschien Ratoni auf der Mauer, hob ein Glas Wein empor und trank es — ‚zur Gesundheit des alten Rabutin und auf das Wohl des jungen Sohnes'. Und liess diesem sagen: So lange nicht Rakóczi, sein Herr, die Übergabe anbefehle, standzuhalten, sonst aber wolle er dem alten und würdigen Herrn General mit besten Herzen zu Diensten sein in allem, was seiner Pflicht nicht entgegenstehe. Der junge Rabutin forderte nun Kaltemplat auf, er solle nicht mehr vor Görgény so herumliegen, sondern die Feste stürmen. Dieser, ein stolzer, hochfahrender Herr, unterschätzte die Hajduken und unternahm einen Sturm am hellen Mittag, nachdem er vorher gut gegessen und getrunken hatte. Obwohl noch gar keine Bresche geschossen und die beiden Ringmauern, bis auf eine geschädigte Stelle, hoch waren. Seine Musketiere machten ihn auf die Schwierigkeit des Sturmes aufmerksam. Aber ‚der unter den Deutschen üblichen strammen Disziplin' musste nachgegeben werden. 300 Musketiere eröffneten den Angriff und Kaltemplat selbst folgte mit der Hauptkolonne. ‚Obwohl er nach der Kriegsregel als Kommandant nicht hätte mitgehen müssen'. Ratoni stand eben bei einem in Brand geschossenen Gebäude. Da erblickte ihn Kaltemplats Jäger (jagere), schoss und traf ihn tödlich in die Seite. Aber vom Krankenlager noch ermunterte er seine Hajduken zum Widerstand, liess Baumstämme, Felsstücke, eine alte, mit vielen Nägeln beschlagene Egge und ebensolche Holzkränze an die gefährdete Stelle schaffen, auf den Tisch vor seinem Bett ein Paar Stutzen und eine Flinte legen und für die Hajduken vor der geschädigten Mauer für jeden mehrere geladene Musketen stellen. Mit ihnen sollten sie die stürmenden Deutschen niederstrecken. So kam es auch (Ugy is jön). Zugleich warf die kaiserliche Artillerie Bombe auf Bombe in die Festung. Die Hajduken hielten heldenhaft stand. Ihre Geschütze schleuderten ihre Ladungen mit Eicheln und Felsstücken auf die Stürmenden, warfen die gezahnte Egge und die grossen Räder auf sie und hielten sie so, trotzdem dass drei Musketiere bereits auf der Mauer standen, ferne. Die Hajduken hatten auch ein Mittel, die einfallenden Bomben am Platze zu vernichten. Sie deckten sie schnell mit nassen Tierhäuten zu. Die Deutschen merkten es und schossen nun mit jedem Bombenschuss zugleich einen anderen und aus einem anderen Geschütz eine Ladung mit vielen Felsstücken, so dass die Hajduken beim Zudecken der Bomben getroffen und so fern gehalten wurden. Desto in-

grimmiger kämpften sie nun auf der Mauer. Im mörderischen Kampfe fiel der tapfere Kaltemplat nebst zwei Hauptleuten und mehreren Offizieren. Der Sturm musste eingestellt werden. Da schickte Rabutin den Hermannstädter Platzkommandanten, Oberst Hennis, mit neuer Artillerie nach Görgény. Dieser durch Kaltemplats Fall gewitzigt, bewarf nun die Festung von drei Seiten mit verheerenden Geschossen und mit den Bomben zugleich immer auch Schüsse mit Felsstücken. Mittlerweile erlag der Held Ratoni seiner Wunde. Viele Hajduken waren gefallen oder kampfunfähig, etliche auch entwichen. Der kleine Rest gab die Verteidigung auf. Sie selbst beschlossen aber, sich in der Nacht aus der Festung zu schleichen, wurden aber durch das von Hennis um die Mauer aufgestellte Reiterregiment zurückgetrieben oder gefangen genommen. 15 fielen kämpfend, 30 schlugen sich durch die deutsche Linie durch und gingen nach Ungarn, der Rest floh in die nahen Bergwälder. Hennis sollte sich nicht lange seines Sieges freuen. Er starb nach drei Tagen am Schlagfluss. ‚Ein düsterer, mürrischer Mann und stets verschlossen, die Ungarn hassend, auch bei den Deutschen unbeliebt'. Er bestimmte sterbend, das Kloster Mikház bei Neumarkt als seinen Begräbnisort und testierte ihm hiefür 3000 Fl. Ward so auch im Tode mit seinen langjährigen Kriegskameraden vereinigt, die kurz vorher dort eingekehrt: Kaltemplat und seine Offiziere. Am 10. Oktober 1707 hatte die Belagerung begonnen; am 11. März 1708 übergab der Rest der Tapfern die Festung. 800 Kaiserliche waren dort gefallen. Die siebenbürgischen Trabanten liess man laufen, die ungarischen Hajduken, 20 Mann, führten sie gefangen nach Hermannstadt. Görgény ward auf Befehl Rabutins von Grund aus demoliert „. . . ist das Schloss Gyorgen völlig veruginirt worden', schreibt Irthell. Wehmütig murmeln die Wellen am Fusse des schönen Rakócziberges, flüstert es in den Wäldern rings um von einstiger Fürsten- und Herrenpracht, von Menschenglück und Menschenleid und manch schönem Heldentum auf Görgény Vára."

Dieser lebhaften und ausführlichen Schilderung Johann Plattners möchte ich noch als geschichtlich interessante Tatsache hinzufügen, dass die am 30. September 1600 von Michael dem Tapferen (Mihai Viteazul) in des kaiserlichen Generals Bastas Lager bei Porumbach entsendeten Friedensunterhändler für Michael die Überlassung der Burgen Fogarasch, Vécz und Görgény verlangten, welche Bedingungen aber von Basta abgewiesen wurden. (Siehe Seite 207 aus Szadeczkys historischem Werke.)

Was die geologische Zusammensetzung des Görgényer Gebirges anbelangt, so ist in den Hochlagen hauptsächlich der Andesit vertreten, indes die westlichen Abhänge aus Trachyten, Breccien in verschiedenen Arten bestehen, die daher auch dem dortigen Gesteine die verschiedensten Farben verleihen.

Vereinzelt kommen auch Basalte in Form von Basaltdecken vor, alles vulkanischen Ursprunges der Jungtertiärzeit mit häufiger Höhlenbildung.

Die höchste Erhebung des ganzen Gebietes ist der 1777 Meter hohe Mezőhavas, rumänisch Seaca genannt.

Das Gebirge selbst ist eine Fortsetzung der südlich davon gelegenen waldreichen Hargita, die im Vereine mit dem Görgényer und Gyergyóer Gebirge einen Teil der Waldkarpathen bildet.

Die unübersehbaren Waldkomplexe bestehen meist aus Nadelwald, und zwar Rot- und Weisstannen in den Hochlagen, dann Rotbuche in den Mittellagen, indes die Eiche an den Bergfüssen vorherrscht.

Eingestreut finden sich Ahorne, Ulmen und Eschen, in den ausgedehnten Schlägen alle Arten der verschiedensten Weichhölzer vor.

Die Flora und das Insektenleben weiste keine besonderen Abweichungen von dem umgebenen übrigen Waldkarpathengebiete auf. Als interessant will ich hier nur erwähnen, dass ich im Görgényer Gebirge niemals den Apollofalter begegnete, indes er nicht gar so weit davon entfernt bereits in den Borgoprunder Bergen zu finden ist.

Was das Tierleben daselbst anbelangt, so birgt der ausgedehnte Staatsforst von der winzigen Zwergspitzmaus, dem kleinsten Säugetier des Kontinents, bis zum mächtigsten, gewaltigsten und wehrhaftigsten Vertreter des europäischen Raubwildes, dem ungeschlachten Bären (ursus arctos), alle Nutz- und Raubwildarten unseres Weltteiles, indes vom kleinen, niedlichen Zaunkönig bis zum König der Lüfte, dem kühnen Steinadler und dem gewaltigen Kuttengeier (vultur monacus), alle in den Wäldern und Hochlagen lebenden Vertreter der Avifauna vorkommen. Eine Ausnahme

bilden nur der kampf- und sangesfrohe Schildhahn, der trotzdem, dass alle Lebensbedingungen hier für ihn reichlich geschaffen sind und er unweit von dort im Kelemengebirge vorkommt, in diesen Bergen nirgends anzutreffen ist, und der edelste Vertreter der Raubvögel, der Geieradler (Gipaetus barbatus) oder Lämmergeier ebenfalls niemals dort von mir gesichtet werden konnte. Was das Niederwild anbelangt, so fällt dies keinesfalls in Betracht und wäre hier nur das Rehwild zu erwähnen, welches aber seinerzeit durch die Jagd mit Laufhunden und durch Wölfe aus den Hochlagen gehetzt und später durch die rasche Zunahme des Rotwildes dortselbst verdrängt, sich hauptsächlich in den Vorbergen und dem Flachlande eines quantitativ wie qualitativ recht guten Standes erfreut.

Der Hase in geringer Zahl, Iltis, Nörz, Fischotter, Wildkatze, Dachs, Fuchs und die beiden Marderarten ergänzen noch die dort vorkommende Tierwelt.

An Waldhühner wäre nebst dem derzeit ganz ausgezeichneten Auerwildbestande noch das Haselhuhn zu verzeichnen, welches überall in grosser Zahl, sowohl in Mittellagen, als auch an den Bergfüssen angetroffen und fast niemals gejagt wird.

Die Waldschnepfe ist, ebenso wie anderwärts, in den Karpathen ständiger Brutvogel und erfreut sich in diesem Gelände fast gänzlicher Schonung.

Auch das ritterliche Schwarzwild ist, wie alle anderen Wildarten, reichlich vertreten. Ebenso freizügig wie der Bär, lebt es entweder zerstreut oder vereinzelt über das ganze unermessliche Waldgebiet verteilt, wie dies im Frühjahr und Sommer hauptsächlich der Fall ist, oder konzentriert sich in starken Rotten in dichten Feldgehölzen oder ausgedehnten Dickungen an den Bergfüssen, um sich in den nahen Feldern gelegentlich der Frucht- und insbesondere der Maisreife dort gütlich zu tun. Gemeinsam mit dem Bären stellt sich aber das Schwarzwild sehr häufig und zahlreich dann ein, wenn die Feldfrüchte bereits eingesammelt, dafür aber einzelne Gebirgsteile reichlich mit Waldobst von der Natur bedacht sind. Wie der Bär streift es im allgemeinen

unstät durch das ganze Gelände, um nach Wurzeln, Schwämmen, Kerfen, Waldobst und Feldfrüchte zu suchen und weh dem armen Bäuerlein, wenn eine Rotte Schwarzkittel seine Hafer-, Kartoffel- oder kolbenreifen Maisfelder brandschatzt. Dann ists wohl aus mit dem Wintervorrat für seinen Hausstand, dann war aller Schweiss vergeblich vergossen und alle Mühe umsonst, denn was nicht gerissen, gebrochen und verzehrt ist, wird zu Boden gestampft, so dass der braven Bauersfrau die Tränen über die Wangen rollen, wenn sie hoffnungsfreudig am Morgen auszieht, um zu ernten und statt dessen die Verwüstung sieht, welche die schwarze Brut angerichtet hat.

Auch mit der Heumahd ist es vorüber, wenn eine Bache mit ihren hoffnungsvollen Sprösslingen oder gar ein ganzes Rudel vereint auf einer Alpwiese zu brechen beginnt.

Was das Rotwild anbelangt, so war dies bis zum Jahre 1872 in den Görgényer Bergen noch gar nicht vertreten, somit gänzlich unbekannt, wie es bis dahin überhaupt mit der ganzen Jagd dortselbst ziemlich schwach bestellt war. Soweit ich mich über die Pacht- und Jagdverhältnisse, durch Befragen der letzten, hochbetagten Vertreter alten Weidwerks dort orientieren konnte, so bestand und besteht zwischen den damaligen und heutigen Jagdverhältnissen ein gewaltiger Unterschied, der nicht nur in der Jagdart, sondern auch im Wildstande ganz enorme Veränderungen aufweist. Damals gab es in den noch gänzlich wildverworrenen und geschlossenen Urwaldkomplexen sehr wenig Nutzwild und als hauptsächliche Jagdart darauf, die Hatz mit ganzen Hundemeuten. Heute ist dort ein reicher quantitativ und qualitativ erstklassiger Wildstand. Die Jagdart hingegen auf Rotwild, Sau und Bär bis nach der Hirschbrunft lediglich nur die Pirsche und nur im Spätherbst oder noch vor dem allgemeinen Blätterfall, auf wehrhaftes Wild wenige, aber auserlesene Triebe.

Kein Hund kläfft mehr ungestraft durch den Forst und nur dort, wo es heisst, angeschweisstes Wild zur Strecke zu bringen, da führt der Schweisshund am Riemen den Schützen auf der Fährte, oder im Spätherbst, wenn die

Sauen und Bären an den Bergfüssen in undurchdringlichen Dickungen stecken, dann müssen spursichere Finder mithelfen dieses ebenso vorsichtige als wehrhafte Wild vor die illustern Schützen zu bringen.

Über die damaligen Jagd- und Pachtverhältnisse konnte ich folgendes erfahren:

Bis zum 1. Jänner 1871 war, wie aus dem geschichtlichen Teile dieses Aufsatzes ersichtlich, die ganze Domäne Gurghiu an Baron Leopold Bornemissa verpfändet, der, selbst kein passionierter Jäger, das ganze Jagdgebiet an Franz Macskásy, einem Edelmanne und Grundbesitzer der dortigen Gegend, verpachtete, der sich auch der Jagd wegen im alten Bornemissaischen Schlosse niederliess. Als mit Ende des Jahres 1870 der Pachttermin des Dominiums zu Ende ging, erschien Ende Oktober der ungarische Minister Graf Szapáry daselbst, der nun durch seine Beamten die ganze Inventur des Gutes aufnehmen liess, so dass dieses, wie erwähnt, mit 1. Jänner 1871 wieder in den Besitz des ungarischen Staates überging. Herr von Macskásy, der bis dahin die Jagd innegehabt hatte, war vornehmlich Brackenjäger. Er unterhielt unter Aufsicht des damaligen Forstwarts und gleizeitig Jagdleiters von ihm, dem jetzt 79 jährigen greisen Dumitru Veţian, eine 14 köpfige, ungemein scharfe Hatzmeute, die ihrer Bissigkeit und Rauflust wegen in getrennten Box einzeln oder paarweise untergebracht werden musste. Wie mir der alte Dumitru erzählte, gab es damals im Reviere nur Rehe, sehr wenige Schweine, gar keine Hirsche, dafür aber sehr viele Wölfe, einige Luchse und mehrere Bären.

Den ersten Hirsch spürte Veţian im Spätherbste des Jahres 1871 gelegentlich der ersten Neue. Da man bis dahin keine Hirschfährte kannte, wurde diese anfänglich für jene einer Wildsau gehalten und erst als er, dieser folgend, feststellte, dass das verfolgte vermeintliche Wildschwein von einem übermannshohen Buchenaste die Knospen abgeäst hatte, da war seine Weisheit zu Ende. Lange noch be-

trachtete er Fährte und Äsungsplatz bis ihm endlich einfiel, dass das wohl nichts anderes als die Spur eines ihm bisher nur vom Hörensagen bekannten Tieres, jene eines Hirsches, sein müsse. Er eilte sofort zu Tale und berichtete dies beim Forstamte, welches sich diese Rarität nicht entgehen lassen wollte und für den nächsten Tag eine Jagd mit den Hatzhunden anordnete.

Tatsächlich kam auch der erstgespürte Hirsch vor die Schützen, doch wurde er bei dem ungewohnten Anblick und der Aufregung gefehlt, so dass die durch den Schuss animierten Hunde den Hirsch so lange hetzten, bis er gänzlich aus dem Reviere herausgejagt war. Von da an tauchte aber immerhin vereinzeltes Rotwild im Dominium auf, welches in den dichten Schlägen sommerüber vor Verfolgung geschützt blieb.

Als nun nach Ablauf der Pfandperiode mit 1871 Graf Samuel Teleky die Jagd des nunmehr staatlichen Gebietes Görgény pachtete, begann der Aufschwung desselben. Als er vom Vorhandensein einzelner Rotwildstücke im Reviere vernahm, so ordnete er sofort die Anlage von Salzlecken an und, um dieses zu binden, stellte er sofort die Jagd mit Brackierhunden in den Hochlagen ein und verbot jeglichen Abschuss dieses neuen, sich nach und nach durch Zuzug, vermutlich aus der Mármaros und dem Kelemengebirge zugewanderten Wildes.

Er selbst ging mit gutem Beispiele voran, indem er durch fast 20 Jahre kein Stück Rotwild abschoss und auch auf legalem Wege niemandem, auch seinen intimsten Freunden nicht, den Abschuss eines Hirsches bewilligte.

Erst als sich der Rotwildstand ziemlich gehoben hatte, kam er alljährlich zur Hirschbrunft, wo er einen besonderen Genuss daran fand, den Brunftreigen und insbesondere das Kämpfen der Hirsche zu beobachten. Nur ungern störte er dieses Schauspiel mit der Kugel und ist daher die Strecke der von ihm in Görgény erlegten Hirsche eine verhältnismässig sehr geringe. Wie man mir erzählte, belief sich sein Gesamtabschuss dortselbst im ganzen auf höchstens 5 bis 6 Stück Brunfthirsche.

Es ist daher Telekys ausschliessliches Verdienst, dort den Rotwildstand durch Ruhe, Schonung und sonst praktische Massnahmen, insbesondere durch Einstellung der Brackierjagd, eingebürgert und gehoben zu haben.

Die allgemein verbreitete Ansicht, dass der Graf dort Hirsche ausgesetzt habe, beruht auf ganz falscher Basis und gehört, wie ich mich reichlich über diese Angelegenheit orientieren konnte, in den Bereich der Fabel.

Graf Teleky legte, ausser auf Hirsche, nur noch auf Bären einen besonderen Wert. Er gab daher auch seinem unterstellten Wildschutzpersonal den Abschuss auf Sauen vollkommen frei, und liess auch als Weihnachts- und sonstigen Festbraten für das Forstamt, Rehwild abschiessen.

Auch das Auerwild erfreute sich seiner besonderen Gunst. Er selbst schoss nur einige Hähne von dem damals allerdings nur geringen Stand ab und bewilligte ab und zu seiner Jagdleitung auf anderen Balzplätzen seines Gebietes vereinzelte Abschüsse. Dieser Fürsorge ist es daher auch zu verdanken, dass der Auerwildstand rasch in die Höhe ging und den Grundstock zu dem dermalen so ausserordentlich reichen Hahnenstand abgab.

Zu den interessantesten Tieren dieses herrlichen Jagdgebietes zählen wohl hauptsächlich Luchs und Bär, Naturdenkmäler im wahrsten Sinne des Wortes, deren Erhaltung für künftige Geschlechter unbedingt und unentwegt angestrebt werden muss.

Der Luchs, diese prächtige, buntgefleckte Katze, sie spürt sich in diesen ungeheueren Waldkomplexen überall und nirgends. Einmal erkennt man seine krallenlose Fährte hoch oben an der Grenze der Alpenweiden und des Krummholzes, ein andermal tief unten nächst der Maisfelder und Heuwiesen. Hoch oben erjagt er mit sicherem Griff den stattlichen Urhahn, indes er in den Vorbergen meist Lampe oder dem flinken Rehwilde zu Leibe geht. Er ist das ewige Gespenst des Waldes, das man wohl allseits ahnt, doch nirgends findet.

Wie seine Fährte, so unterscheidet sich auch seine Jagdart wesentlich von jener des Wolfes. Während „Linx vul-

garis“ lautlos und auf unhörbaren Sohlen durch den Urwald pirscht und dann mit wenigen Sprüngen sein Opfer fasst, trollt Isegrim, die tückische Waldhyäne, meist zu Rotten vereint von Aussichtspunkt zu Aussichtspunkt, um dann in wilder, unermüdlicher Hatz sein Beutetier so lange zu verfolgen, bis es ermattet und erschöpft sich von selbst ergibt, um bald darauf in heisser Gier, allseits angefallen und in Fetzen zerrissen zu werden.

Der Luchs ist der Kavalier unter den Karnivoren. Was er nicht mit dem ersten oder zweiten Sprunge erfasst, das lässt er laufen, um sich ein anderes Beutestück zu erwählen. Der Wolf lässt, solange er selbst noch hetzen kann, nicht locker. Was er nicht würgt, geht, wenige Ausnahmen ausgeschlossen, an Erschöpfung oder Lungenschlag ein.

Der Luchs ist daher kein absoluter Schädling des Wildstandes, wie der Wolf. Der Luchs soll nicht überhandnehmen. Der Wolf aber muss mit allen Mitteln und in jeder Art vermindert werden. Ihn gänzlich hier zu vertilgen, wird es bei seiner Vorsicht und Verschlagenheit und durch die unermesslichen Karpathenwälder geschützt, wohl niemals gelingen.

Der Luchs hingegen mit seiner schlechten Nase stolpert blind in jedes Eisen hinein und ist daher viel mehr der Gefahr ausgesetzt, ausgerottet zu werden, wie sein Vetter Isegrim.

Wo ein Luchs ins Eisen geht, folgt fast blind der zweite nach. Es mussten daher unter anderem im Winter 1922 alle Eisen vom Personale eingehoben werden, da sich bereits drei Luchse hintereinander darin gefangen hatten, und ich die gänzliche Säuberung dieses Revieres von diesem herrlichen und vornehmen Wilde hintanhalten wollte.

Zu Schusse kommt diese schöne Katze wohl selten, und gelingt es einmal, sie mit dem Feuerrohr zur Strecke zu bringen, dann ist es entweder ein glücklicher Zufall oder ein unverdientes Weidmannsheil gewesen.

So weit ich der Sache nachgehen konnte, wurden in Görgény nur drei Luchse mit der Feuerwaffe erlegt. Einer fiel einem auf Wölfe ausgelegten Brocken zum Opfer, indes

alle anderen hier erbeuteten Luchse in den auf natürliche oder künstlich gelegten Zwangswechseln aufgestellten Eisen erbeutet wurden. Ich selbst hatte die Freude in dem von mir persönlich angelegten Zwangswechsel und mit einem eigenen Eisen auf dem sogenannten Rudolfswege nächst Lapuşna (Calea Rudolf) einen Jungluchs so glücklich zu fangen, dass er mit den Zehen in der Falle hing, den aber leider ein Jagdschutzorgan in meiner Abwesenheit totschoss.

Ganz anders steht es mit dem edelsten und ungeschlachtetsten, daher gefährlichsten, deshalb aber auch von jedem echten Weidmanne begehrtesten Raubwilde, dem Bären.

Ein Wild, welches wohl nirgends mehr in Europa so häufig vorkommt, wie in den urwaldbedeckten Karpathen und insbesondere im Gyergyóer und Kelemengebirge, insonderheit aber im mächtigen Staatswaldkomplexe der Görgényer Berge. Mit einem sich ständig mehrenden, sicher an 80—100 Stück Standwild, auf etwa 44.929 Hektare vertreten, hängt hier, wie überall, sein schütteres oder dichteres Auftreten vom jeweiligen Vorkommen, das heisst, besser gesagt, vom jeweiligen Gedeihen des Waldobstes ab. In Jahren, wo nur die Preisel- und Heidelbeere gediehen ist, trifft man ihn hoch oben auf den freien Lehnen und Halden an. Strömen aber die Him- und Brombeeren ihr balsamisches Aroma aus, dann begegnet man ihn auf den Schlägen der Mittellagen, indes die Buchelmast ihn in der ganzen Region des Laubwaldes zerstreut. Hat aber der Nachwinter in den Hoch- und Mittellagen durch plötzlich einsetzende Fröste die Waldblüte vernichtet, indes in geschützten Tälern der Bergfüsse die Eichelmast gedieh, dann begegnen wir jenen so charakteristischen Massenansammlungen des Bär- und Schwarzwildes in jenen Geländen, die selbst die an schöne Bärenstrecken gewöhnte siebenbürgische Jägerwelt und natürlich die gesamte Weidmannschaft des Kontinents in helles Erstaunen setzen.

Dann knallt es und kracht es bei derlei Treiben wie auf westeuropäischen Hasenschlachten, dann ist es bei solchen Bärentreiben möglich, dass in einem kurzen Triebe 10 bis

20 Bären vor die Schützen kommen, wovon einmal 7, ein andermal 13 Stück erlegt wurden, und in einem jenseits der Maros an den Bergfüssen des Kelemengebirges gelegenen Gebiete in zwei Trieben 48 Bären vor den Schützen erschienen oder ausbrachen, von denen dann 15 Bären zur Strecke kamen. Zahlen, die man in dem heutzutage wohlkultivierten Mitteleuropa kaum für möglich halten würde. Dieser, nach dem Kriege sich besonders vermehrende Stand an Bärwild, war schon von lange her in den Görgényer Bergen berühmt und deshalb war auch dieser Staatsforst das Hauptattraktionsmittel der mit Gütern reichbedachten ungarischen Magnaten und deren illustern Gästen und Potentaten aller Herren Länder. Das Grenzer Kompossesorat der Nasod-Bistritzer und die Herrschaftswälder des Kelemengebirges, die Gyergyó und der Görgényer Staatsforst waren stets das Hauptreservoir des Bärenkontingentes, aus welchen jederzeit auch Gemeinde und Privatwaldungen ihren Nutzen daraus zogen.

Bei dem starken Wandertrieb von Sau und Bär fielen dann, je nach den Wildobstverhältnissen, auch für andere Gebiete stets einige Bären ab, die natürlich nicht immer auf rühmliche Art in die anderen Jagdgründe befördert wurden. Insbesondere dort, wo es an Wildschutz mangelte oder in solchen Revieren, die in Bauernhänden lagen, wurde mit aller Grausamkeit und Rücksichtslosigkeit der Ausrottungskrieg gegen Meister Braun geführt. So konnte es in einem benachbarten Gebirgsteile der angrenzenden Moldau vorkommen, dass die den Bär und Wolf, als Viehräuber, hassenden Bauern eine aus fünf Mitgliedern bestehende Bärenfamilie, die sich in einer Felshöhle eingelagert hatte, ausräucherten und einzeln abschlachteten.

Oder wo eine in einer Höhle wintersüber verklüftete Bärin von den erbosten Bauern durch Vorlegen von Stämmen und Felsstücken veritabel durch Rauch erstickt und noch bei lebendigem Leibe gebraten wurde.

Lauter abscheuliche Dinge, von denen sich der weidgerechte Jägersmann nur mit Ekel abwenden muss. Wenn es auch unter den Bären manchen raublustigen Karnivoren

gibt, so ist dies keinesfalls die Regel. Meister Braun ist Insektenfresser und Vegetarianer. Nur nach der Bärzeit, das sind die Monate Juli und August, wo speziell der männliche Bär, insbesondere dort, wo seinesgleichen schütter gesät sind und er viele Kilometer wandern muss, um eine Bärin zu finden, stark herabgekommen ist, da allerdings reisst der ausgehungerte Recke manches Stück Rind oder Schaf und zieht sich dann so den Hass der geschädigten Bauernschaft zu.

Wenn aber das Waldobst, die Buchel- und Eichelmast reichlich gefallen sind, dann schwelgt Petz in all diesen vegetabilischen Genüssen und lässt die zu seiner Erbeutung für ihn um diese Zeit, von, mit diesen Verhältnissen unerfahrenen Jägern, ausgelegten Pferdekadaver vollkommen unberührt.

Der Bauer, der, trotzdem dass er in den gebirgigen Gegenden, in und aus dem Walde lebt, kennt merkwürdigerweise am allerwenigsten die Gewohnheiten und Eigenarten dieses zottigen Gesellen oder will sie aus Spekulation nicht kennen. Schon aus prinzipiellen Gründen und aus Gegensatz zum Jagdherrn eines Bärenreviers will er nichts verstehen. Alles, was an Schlangenbiss, Seuche, Krankheit, Baumschlag nach Sturm oder durch Wölfe umkommt, wird von ihm auf Konto des Bären gesetzt.

Er vergisst dabei ganz oder will es vielmehr nicht wissen, dass Meister Braun bei seinen nächtlichen Streifzügen den Kadaver in die Nase bekommt und in Ermangelung reifer Waldfrüchte, dann den wahrscheinlich bereits von Hunden, Füchsen, Mardern und Wölfen angeschnittenen Kadaver gänzlich auffrisst. Natürlich ist dies ein gefundener Anlass für den schlauen Bauersmann, gleich ins Gemeindeamt zu laufen und dort eine Beschwerde nebst Petition um Ersatz seines seit Wochen unbeaufsichtigt und sorglos dem Walde überlassenen Viehstückes zu erpressen oder, wenn möglich, eine amtliche Treibjagd zu propagieren.

Wie viele Fälle kenne ich, wo Weidgenossen von mir einen Rothirsch bei der Abendpirsche erlegten, dann unverwittert liegen liessen, um am folgenden Morgen mit dem Zerwirken zu beginnen. Wie erstaunt waren sie aber, dort an-

gekommen, nur mehr Läufe, Knochen und Hautfetzen von ihrem Hirsche vorzufinden, weil Meister Braun sich nachtsüber entweder allein oder mit seinen Sprösslingen daran gütlich getan hatte.

Aus dieser Tatsache nun schliessen zu wollen, dass Bären prinzipiell Rotwild schlagen, wäre doch ein krasser Irrtum und eine Verläumdung unseres im allgemeinen doch sehr harmlosen Waldesrecken.

Ich wiederhole absichtlich nochmals den Ausdruck „h a r m l o s", da ungereizt und unverwundet, bei halbwegs einiger Vorsicht des Jägers, der Bär meist scheu und eilig dem Menschen aus dem Wege geht. Nur dort, wo man ihm den Weg verlegt, oder er nach Verwundung, des Jägers ansichtig wird, oder im Wundbette durch Mensch und Hund gestört wird, da allerdings versteht Meister Braun keinen Spass. Dann schlägt er natürlich alles krumm und gerade, was ihm unter die Pranken kommt.

Ich will hier eines Falles speziell aus den Görgényer Bergen Erwähnung tun, wo ein Bauernjäger, der zufällig einem durch Schafhunde gereizten Bären begegnete, dabei angenommen und jämmerlich zerfleischt wurde.

Diese Attacke war folgendermassen verlaufen:

Vasile Gliga Dragan aus Ibanești, nächst Gurghiu, hatte vom damaligen Forstrat und Jagdleiter des Grafen Samuel Teleky, Karl von Pausinger, den Auftrag erhalten, Bären abzuspüren, da der Graf die Absicht hatte, in den nächsten Tagen auf sicher bestätigte Bären zu jagen. Gliga ging daher, es war am 15. November 1893, in den Gebirgsteil Blidireasa der gräflichen Pachtjagd Ibanești, wo er im Aufstiege eine Schafherde antraf. Im Vorbeischreiten fragt er den die Schafe hütenden Cioban, ob er nicht eine frische Bärenfährte gesehen habe. Dieser meinte, Bären nicht, aber Saufährten gäbe es eine Menge. Auf dies hin schritt Gliga weiter bergan. Er mochte so 400 Schritte aufgestiegen sein, als er die Hunde der Schafherde plötzlich Laut geben hörte, wobei sich das Gekläff ihm unentwegt näherte. Gliga befand sich eben auf einer von Felsen eingeschlossenen Einsattlung,

gegen welche ein starkes Buchendickicht auslief. Durch dieses kam eben das von den zwei Hunden gehetzte Wild. In der Annahme, es sei eine Sau, blieb er am Wechsel stehen, als plötzlich pustend ein von den Schafhunden gehetzter, mittelgrosser Bär daher kam. Da die Einsattlung ziemlich enge war, so wollte er den Bären zur Umkehr bringen und schrie ihn deshalb mit einem lauten „Ho!“ an.

Gliga Vasilie Dragan aus Ibanești bei Gurghiu,
der von einem Bären verstümmelte Wildhüter des Grafen Samuel Teleky.

Doch anstatt den graufärbigen Bären damit zu erschrecken, nahm ihn dieser direkt an, warf ihn zu Boden und zerfleischte ihm zuerst den rechten Fuss, fasste ihn dann mit der Tatze am Hinterkopfe und als er seine Hände behufs Abwehr gegen das Haupt des Bären erhob, durchbiss ihm dieser beide Handgelenke. Durch den Tatzenhieb auf

den Kopf hatte Vasilie für den Augenblick die Besinnung verloren und als er wieder zu sich kam, sah er den Bären, sich öfter nach ihm umsehend, ziemlich gemächlich von dannen schreiten. Mit Mühe schleppte sich nun Gliga blutüberströmt talab bis der Schafhirte mit den herbeigerufenen Holzfällern herbeikam, die sich dann seiner annahmen.

Die Verwundungen waren durchaus schwere. Vom Hinterhaupt über die rechte Gesichtsseite hatten ihm die Krallen der wilden Bestie fünf schwere Risswunden beigebracht, wobei diese Gesichtshälfte bis an die Nase und den Mund heruntergerissen war. Die rechte Hand wurde gänzlich vom Unterarmknochen getrennt, indes die linke einfach nur durchbissen war. Der linke Fuss bis zum Oberschenkel hinauf wies 17 Biss- und Krallenwunden auf.

Nur der vorzüglichen Behandlung eines vom Grafen Teleky eiligst entsendeten Arztes verdankte Gliga sein Aufkommen. Immerhin ist er durch diesen Angriff gänzlich arbeits- und erwerbsunfähig geworden, was den stets warmfühlenden Grafen veranlasste, bis zu seinem im Jahre 1916 erfolgten Tode, für den alten Jägersmann zu sorgen. Vasilie Gliga Dragan hatte aber dennoch die grosse Genugtuung auf seinem Schmerzenlager zu erfahren, dass der Graf Samu zwei Tage nach seiner Verwundung im gleichen Revierteile, wo sich dieser Überfall ereignet hatte, den Bären schoss. Zum Schlusse sei noch erwähnt, dass dieses hier beigefügte Bild bei der Wiener Jagdausstellung im ungarischen Pavillon ausgestellt war.

Dass natürlich angeschossene und unvorsichtig, ohne gute Hunde verfolgte Bären manchen Treiber und Jäger zerfleischt oder getötet haben, ist ja nichts Neues und liessen sich da wohl Hunderte solcher Fälle erzählen, die sich in unseren wildzerklüfteten Karpathenwäldern und speziell in den Görgényer, Gyergyóer und Kelemenhavaser Bergen zugetragen haben, die aber weniger auf das Schuldkonto Meister Brauns, als vielmehr auf den Leichtsinn und die Ungeschicklichkeit der Verfolger und Schützen zu setzen sind.

Ich lasse hier drei in Görgény allbekannte Fälle folgen, die ich mir von den drei bereits hochbetagten Geschädigten persönlich erzählen liess.

Der mehrfach erwähnte alte Oberjäger Veţian hatte im Jahre 1892 am 2. November ein ganz originelles Erlebnis. Vom Baron Andreas Bornemissa war im letzten Triebe ein sehr starker Bär angeschossen worden, der sich in ein mit Felsblöcken durchsetztes Dickicht eingeschoben hatte. Da Graf Teleky mit grosser Rigorosität darauf sah, dass angeschweisstes Wild nicht verludere, so erhielt der Oberjäger den Auftrag, die Nachsuche einzuleiten, was dieser auch um so lieber tat, als es dabei gleichzeitig heimwärts ging.

Der geringen Schweissfährte wegen war die Folge in dem mit vielem Laub bedeckten Boden ungemein schwierig, und so entschloss sich Veţian, drei seiner Hatzrüden auf die Bärenfährte zu schnallen.

Tatsächlich gaben auch die Hunde bald Standlaut, was Veţian veranlasste, mit zwei anderen Bauernjägern blind darauf loszustürmen, wobei einer dem andern zuvorkommen wollte, um den Ruhm des Fangschusses und des dafür unausbleiblichen Douceurs für sich zu gewinnen. In der Hast des Zulaufens glaubten sie, der Bär sei mitten oder jenseits der Hunde, als sich dieser plötzlich hinter einem Felsblock, den eben Veţian laufend passierte, erhob und sich auf letzteren stürzte. Im Nu lag dieser mit einem Prankenhiebe am Boden, worauf das verwundete Raubtier mit dem Rachen seinen Kopf fassend, diesen zu zerfleischen begann. In diesem kritischen Augenblicke schoss einer der zugelaufenen beiden Bauernschützen auf den Bären, der daraufhin sofort Veţian freiliess und sich auf diesen warf. Letzterer hielt mit beiden Armen sein Gewehr dem angreifenden Raubtier abwehrend entgegen, was diesem Anlass gab, dem Bauern beide Arme mit Tatzenhieben zu zerschmettern. Jetzt schoss, am Boden sitzend, mit letzter Geistesgegenwart der Oberjäger seine Flinte nach dem Bären ab, der dadurch schwer getroffen den Bauern ausliess und nun erneuert Veţian annahm, der mit einigen Löchern am Kopfe und mit freigelegten Arm- und Fussknochen

tödlich verletzt am Platze blieb. Die Heimkehr von der Jagd glich einem Leichenzuge, indem beide bewusstlos auf Tragbahren heimgetragen werden mussten. Nur einer langen und sehr fürsorglichen Pflege gelang es, beide, insbesondere aber den Oberjäger, trotz seiner Löcher an der Schädeldecke, wieder hochzubringen. Stolz erzählte mir der Alte, dass damals alle Magnaten, die an jener Jagd teilnahmen, jeder 250 Gulden für ihm erlegten und alle Kosten für Arzt und Pflege beglichen. Ganz besonders glücklich war er aber darüber, dass sogar Kaiser Franz Josef ihm eine Gabe zu seinem Unfalle gespendet hatte.

Ein zweiter, ebenso interessanter Fall ereignete sich mit dem Vater des jetzigen Oberjägers und Kastellans, dem damaligen gräflichen Wildheger und gleichzeitig Obertreiber Aron Jakob. Es war im Revierteile Chicher, wo wieder ein Treiben für Graf Teleky zwei Jahre nach dem vorerwähnten Falle abgehalten wurde. Aron war wieder, wie gewöhnlich, als Stützpunkt in der Mitte des Triebes und war schon ziemlich nahe an die Schützenkette herangekommen, als plötzlich ein Bär, der von den Herrenjägern Wind bekommen hatte, bei ihm durchbrechen wollte. Aron schrie ihn daher aus Leibeskräften an, um ihn zur Umkehr zu bewegen, doch anstatt dessen, stürzte sich der Bär so überraschend auf ihn, dass er nur knappe Zeit fand hinter eine Buche zu springen. Dreimal umkreiste er laufend dieselbe, doch der Bär war pfiffiger als er, indem er wendete und sich auf die Hinterpranken stellend Aron, der ihm blind entgegengestürzt war, derart umfasste, dass er wie gefesselt mit dem gespannten Gewehr fest an den Leib des Bären gepresst wurde. In dieser hilflosen Situation trug ihn der Bär wie ein Kind einige Meter zur Seite, wobei er stets mit dem Rachen nach seinem Kopfe beissen wollte, doch trotz seiner Länge überragte ihn der aufrechtstehende Bär um ein Bedeutendes, so dass der Kopf des Obertreibers unter das Kinn des Raubtieres zu stehen kam, wodurch er den tödlichen Bissen der Bestie glücklich entging. Vor Schreck waren natürlich die umstehenden Treiber entsetzt geflohen, worauf die Bestie Aron zu Boden schleuderte und ihn mit

Rachen und Pranken zu bearbeiten begann. Durch das wilde Geschrei der Leute verdutzt, liess nun der Bär für einen Augenblick von ihm ab, um sich mit erneuter Wut auf den nächsten Treiber zu stürzen, dem er auch gleich den zur Abwehr vorgehaltenen Arm durch einen Prankenhieb in Trümmer schlug. Nun ergriff mit dem Aufgebote seiner letzten Kraft Aron sein neben ihm liegendes Gewehr und traf dabei den Bären derart glücklich, dass dieser neben dem Treiber tot zusammenbrach.

Aron hatte 17 Verletzungen, der Treiber nur drei, aber sehr schwere, da ihm auch die Schenkelmuskulatur vom Knochen herabgerissen war.

Sechs Wochen dauerte es, bis der Obertreiber das Bett verlassen konnte, indes der andere noch viel länger das Schmerzenslager hüten musste.

Eine besonders praktische Massnahme des Grafen Teleky rettete dabei den Verwundeten das Leben, dass er stets bei solchen Jagden seinen Leibarzt bei sich hatte, so dass die Verunglückten gleich septisch verbunden werden konnten und so allerdings, nach langem Leiden, wieder genasen.

Bei seinem Scheiden aus dem Reviere übergab der stets fürsorgliche Graf die Kranken dem dortigen Bezirksarzte, der die Behandlung und Pflege auf Kosten des Jagdherrn zu versehen hatte. Dass dabei ein reiches Schmerzensgeld die Verwundeten nebstdem noch trösten musste, war ja bei der Freigebigkeit des Grafen eine selbstverständliche Sache.

Der enorme Reichtum an diesem interessanten und wehrhaften Wilde war daher die Ursache, dass alles, was seinerzeit in Österreich und Ungarn im reichen Hochadel Weidmann war, dahin strebte, Reviere im karpathischen Waldgebirge, in der Marmaros, insbesondere aber in der Gyergyó in Borgo-Bistritz und speziell in den Görgényer Staatsforsten zu erwerben.

Der erste der Magnaten, dem es gelang speziell Görgény-Szent-Imre auf lange Zeit zu pachten, war der in allen Jägerkreisen als berühmter Weidmann und Schütze bekannte Graf Samuel Teleky, der nicht weit davon, auf eine

Stunde Wegfahrt entfernt, nordöstlich von Marosvásárhely (Târgu-Mureș), fast die Mitte zwischen dieser Stadt und Sächsisch-Reen bildend, sein Stammschloss Sáromberke (Tinoasa) besass. Von hier aus war es ihm ein Leichtes zu welcher Zeit immer, meist mit seinem Vierspänner, nebst Gefolge, zu Fischfang oder Jagd Görgény zu erreichen, um entweder im alten Schloss oder in einem der Jagd- oder Forsthäuser des so unendlich ausgedehnten Revieres sich so ganz dem Genusse der Natur, der Fischweid oder dem Weidwerk hinzugeben.

Eine mächtige, imposante Erscheinung, mit ausgedehnten Latifundien gesegnet, verstand er es durch sein freundliches, joviales Wesen und als Kenner aller Landessprachen, sich bald die Liebe und Verehrung aller, die ihn kannten, zu erwerben.

Stets heiteren Sinnes hatte er für jeden seiner Untergebenen oder seiner Umgebung ein freundliches Wort und freigebig wie ein Potentat, liebte er es, zu helfen und zu geben, wo es Not tat.

Speziell an sein Jagdschutzpersonal gedachte er stets in warmer Sorgfalt und Zuneigung, das ihm dafür auch mit treuer Anhänglichkeit und Liebe ergeben war. Wie einem Halbgott küsste dem méltóságos Gróf-úr das Landvolk die Hände, wusste es doch, dass es dafür gewöhnlich ein Goldstück absetzte. Dass dabei nicht immer die Liebe zu dem alten Herrn die Ursache war, ist ja selbstverständlich, so dass mitunter der damalige Fortsrat, Herr von Pausinger, gleichzeitig Jagdleiter des Grafen, der seine Leute kannte, vor allzu grosser Freigebigkeit warnen musste. Graf Teleky gab aber trotzdem, so lange seine Tasche noch ein Goldstück enthielt, ja lieh sich sogar manchen Obulus für ein armes Bäuerlein bei seinem Jagdleiter aus.

Die in seinen Revieren abgehaltenen Treibjagden bildeten wahre Volksfeste, die erst recht an Glanz und Frohsinn gewannen, als Kronprinz Rudolf von Österreich als anfänglicher Gast und dann selbst als Jagdherr, vereint mit Samu Teleky, das Revier Görgény bejagten.

Der alte Graf hielt ganz besonders an hergebrachtem mittelalterlichem Jagdbrauch, vereint mit gut magyarischen Weisen. Unter Hornruf erteilte er des Abends, bei in Fackelglanz beleuchteter Strecke den Ritterschlag und Tannenbruch für erst erlegtes Hochwild, um dann bei den schmeichelnd einschmeichelnden Weisen der besten Marosvásárhelyer Zigeuner den Tanzreigen zu eröffnen. Da wirbelte Magnat, Szekler Bauer, Rumäne und Sachse mit der festlich geschmückten weiblichen Jugend aller drei Nationen im Kreise durch den Schlosshof oder suchte, durch die süssen, schmeichelnden Weisen des Csongrády Pista betört, ein dunkles, lauschiges Plätzchen im schönen Schlosspark auf.

Gar erst als Kronprinz Rudolf von Österreich seinen ersten Bären als Gast des alten Grafen schoss, da ward aus dem frohen Streckenfeste eine solenne Feier, die ganz Görgény und Umgebung auf die Beine brachte. Da briet mancher Hammel am Spiesse und der Wein floss in Strömen. Éljen a Herceg! Éljen a Gróf-úr! Să trăiască! scholl es durcheinander und, wie Augenzeugen berichten, gab es dann des Morgens manch schweren Kopf nach diesem Freudenfeste.

Den Höhepunkt nach dieser Feier, zu der bei der Kunde vom Weidmannsheil des Kronprinzen die ganze Bevölkerung der umliegenden Ortschaften im Festtagsschmucke mit ihren Musikkapellen herbeigezogen waren, bildete am Abend des gleichen Tages die Bruchüberreichung durch Graf Samuel Teleky an den Kronprinzen Rudolf.

Ich glaube daher die Feierlichkeit dieses Augenblickes am besten veranschaulichen zu können, wenn ich hier, in Ermangelung eines Klischees, das prächtige Crayonbild Meister Melkas beschreibe, welches diesen Festakt künstlerisch widergibt und dadurch verewigt.

Vor einer mächtigen, tiefgegabelten Wetterbuche inmitten einer Waldblösse sieht man im Hintergrunde des Bildes die schlanke, aufrechtstehende Gestalt des jugendlichen Kronprinzen Rudolf wie er gerade die Rechte ergreifend ausstreckt, um den ihm durch Graf Samuel Teleky in ehrfurchtsvoll gebeugter Stellung entgegengereichten

Eichenbruch für den am 2. Oktober 1884 ersterlegten Bären entgegenzunehmen. Die Mitte und den Vordergrund des Bildes bildet eine Gruppe kräftiger rumänischer Bauerngestalten, die an ein Balkenkreuz gebunden, Rudolfs ersten Bären, einen gewaltigen Urwaldrecken, herantragen. Neben dieser Gruppe steht, mit entblösstem Haupte, den Hut zum Grusse erhoben, der eisgraue rumänische Leibjäger des Grafen, der alte Nichita Bloj, indes rechts von diesem eine Gruppe rumänischer Hornbläser, eben in ihrer Art tutend, den Fürstengruss oder das Halali dem ersten Bären blasen.

Links, mit anordnenden Gesten, sieht man in ungarischer Forstuniform den alten Forsttaxator „von Pausinger". Er erteilt eben Weisungen, wohin der Bär von den Trägern niederzulegen sei.

Ein anderes Bild des gleichen Malers zeigt uns Graf Teleky inmitten mächtiger Urwaldriesen, den Kronprinzen Rudolf auf der Schweissfährte zu seinem im Vordergrunde verendeten, zwischen Unterholz und Farnwedeln liegenden Bären führend, nächst welchem der alte Nichita mit entblösstem Haupte die Ankommenden ehrfurchtsvoll erwartend, die Totenwache hält.

Sehr ansprechend und anregend ist ein drittes Bild Melkas, welches die Streckenbegehung vor der Balustrade des Görgényer Schlosses auf der Parkseite desselben zeigt.

Im Vordergrunde des Gemäldes liegen 5 Hauptbären und ein toter Hatzhund, der für seine Schneid mit einem Tatzenhiebe in die anderen Jagdgründe befördert wurde. Fackelträger auf der linken Seite des Bildes beleuchten einen illustern Kreis von Weidmännern und die hübsche, schlanke Gestalt der Kronprinzessin Stefanie, die alle mit Interesse dem Ritterschlage zusehen, den Kronprinz Rudolf zum ersten Bären seinem vor ihm knienden Leibjäger Bodicska erteilt.

Rechter Hand des Bildes sieht man die kräftigen Gestalten der rumänischen Waldläufer, die auf mächtigen Ochsenhörnern dazu des Bären Tod verblasen.

Auch ein anderes, gutes photographisches Gruppenbild aus jener Zeit existiert noch im Besitze der

Enkelin des Forsttaxators, und zwar wo Kronprinz Rudolf in steirischer Jägertracht, in kurzen Gamsleder-Kniehosen und dem kurzen Steirerjanker seitlich einer illustern Jägergruppe steht, deren Mitte der nachmalige König von England, Eduard VII., damals Prinz von Wales, bildet.

Von links nach rechts gereiht, sieht man da Graf Stefan Károlyi, Erzherzog Kronprinz Rudolf, die Erzherzoge Otto und Friedrich, Fürst Ludwig Eszterházy, Prinz Eduard von Wales, Graf Bethlen Gábor, den Flügeladjutanten des Kronprinzen Graf Rosenberg, den Oberstleutnant Graf Wurmbrand-Stuppach, den Baron Koloman Kemény, die Barone Bornemissa, Samuel Józsika und Herrn von Macskásy.

Graf Teleky Samu fehlt darauf, da er zu jener Zeit weitab auf seiner Forschungsreise nach dem Innern Afrikas gereist war.

Es war im Herbst 1879 als der erlauchte Sprosse des Hauses Habsburg-Lothringen, Kronprinz Rudolf, zum ersten Male auf einer Jagd auf Bären teilnahm, um vorerst als Gast des Grafen und dann als Besitzer des Reviers selbst durch mehrere Jahre dort bis zu seinem Tode fast alljährlich zu erscheinen.

In dieser Zeit erlegte der Kronprinz 9 Bären.

Um nun für alle Zukunft auch die Orte, wo diese Bären von diesem hohen Schützen erbeutet wurden festzuhalten, so will ich einzeln deren Schussort erwähnen, und zwar fielen durch seine Hand:

2 Bären im Gemeindepachtrevier Chiher im Waldteile picioru cu plopi; 1 Bär im Gemeindepachtrevier Tireul im Waldteile Taţa tireului, zapodia călugărului; 1 Bär im Gemeindepachtrevier Tireu im Waldteile zapodia priporului; 2 Bären im Gemeindepachtrevier Tireu im Waldteile zavurca buza şandri; 1 Bär im Gemeindepachtrevier Adrian im Waldteile Faţa mare; 1 Bär im Gemeindepachtrevier Caşva im Waldteile la cărbunaşa im Valea Caşvi; 1 Bär im Gemeindepachtrevier Caşva im Waldteile la rechiţişoia.

Von diesem letzten Bären in der Rechiţişoia lässt sich eine ganz interessante Geschichte erzählen, die hier der Vollkommenheit wegen nicht verschwiegen werden soll.

Diesen Bären hatte nämlich vorerst im Triebe Graf Stefan Károlyi tief weidwund getroffen, so dass ein Stück Gescheide während der Flucht beim Ausschusse hervorhing. Graf Teleky, gefolgt von seinem Leibjäger Dumitru Veţian, gingen eine Strecke der Schweissfährte nach und stiessen auch auf den kranken Bären, doch als dieser Miene machte beide anzunehmen, so wurde die Folge aufgegeben und nach Beendigung des Frühstückes erneuert in Aussicht genommen. Da nun Kronprinz Rudolf noch nie Gelegenheit gehabt hatte, einem angeschweissten Bären zu folgen, so forderte ihn Graf Teleky auf, mitzuhalten. Tatsächlich war der Kronprinz rasch dabei. Unterstützt durch 3 Hatzrüden gelang es auch bald den Bären zu stellen, der sich wütend gegen die attackierenden Hunde zur Wehr setzte und einmal auf diesen, und einmal auf den anderen losfuhr. Der Kronprinz, dem die Fangschüsse überlassen wurden, heizte bei dem aufregenden Schauspiele einige Male daneben, bis es ihm endlich gelang, den schwer kranken Waldesrecken durch einen Hauptschuss zu Falle zu bringen. Erwähnt sei, dass an diesem Tage 5 Bären und 2 Wölfe zur Strecke kamen, indes ein Hatzhund vom letzterwähnten, angeschweissten Bären mit einem Prankenhiebe erschlagen wurde.

Über diese Jagd brachte das „Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt“ vom Jahre 1885 in seiner Nummer 3606 vom 22. Oktober wörtlich folgenden Tagesbericht:

„Kronprinz Rudolf und Erzherzog Friedrich begaben sich morgens 7 Uhr zur Messe in die Hofkapelle, wo für die beiden Erzherzoge vor dem Altare eigene Betschemel aufgestellt waren, während die Suite in der ersten Bankreihe Platz nahm. Nach der Messe begab sich die ganze Jagdgesellschaft auf Viererzügen durch das Kaswatal in den Rákóczy- und Ossoer Wald zur Jagd. Vor der Jagd stellte der Obergespan Graf Bethlen den önologischen Wanderlehrer Paul Fekete dem Kronprinzen vor, der aus Szőkefalva mehrere Traubensorten und andere Obstgattungen überbrachte. Kronprinz Rudolf dankte für diese Aufmerksamkeit, während Gräfin Pálffy einige Sorten bestellte, welche wöchentlich zweimal nach Laxenburg geschickt werden sollen. Kronprinzessin Stefanie erschien um 8 ½ Uhr in Begleitung ihrer Hofdame zur Messe, nach welcher sich die hohe Frau in ihre Appartements zurückzog.

Kronprinz Rudolf und die ganze Jagdgesellschaft kehrte um 4 Uhr nachmittags mit reicher Beute von der Jagd heim. Nicht weniger als 5 Bären und 2 Wölfe wurden durch seine kaiserliche Hoheit dem Kronprinzen, durch den Grafen Károlyi, Baron Koloman Kemény, Baron Andreas Bornemissa und durch den Hofjäger Bodicska erlegt.

Am 19. d. M. haben die hohen Gäste Siebenbürgen verlassen."

Kronprinz Rudolf von Habsburg 1885.
Aus dem Nachlasse des Oberforstrates von Pausinger.

Zwei Jahre hindurch aber kam der Kronprinz trotz Zuweisung der erfahrungsgemäss besten Stände nicht zu Schuss, was ihm trotzdem seine stets gute Laune nicht verderben konnte.

Welch reges Interesse seine kaiserliche und königliche Hoheit für sein Lieblingsrevier Görgény-Szent-Imre jederzeit hatte, geht aus nachfolgenden, mir von der Enkelin des

Forsttaxators und kronprinzlichen Jagdleiters Frau Prunca Popescu, geborene von Pausinger, überlassenen Briefe, die gleichzeitig bis an sein Lebensende reichen, hervor.

Ich lasse daher der Vollkommenheit wegen diese siebzehn Briefe ihrem vollen Inhalte nach folgen:

Wien, 16. Juni 1881.

Lieber Pausinger!

Ich schreibe Ihnen heute, um Sie zu bitten, mir vielleicht bekannt zu geben, wann Sie wünschen, dass ich zu den Bärenjagden nach Görgény komme, damit ich darnach meine Pläne einteile. Am leichtesten für mich wäre es in den letzten Tagen September oder in den ersten des Oktober. Wenn um diese Zeit eine gute Eichelmast wäre und Sie es vorziehen würden, dass ich in die Marmaros oder in irgend ein anderes Revier gehe, würde ich es auch tun; mir liegt nur viel daran, heuer einen Bären zu erlegen, alles eins wo? Sehr würde es mich freuen, wenn ich bei dieser Gelegenheit auch einen Bären in die Falle jagen könnte, denn diese Jagdart muss sehr interessant sein.

Natürlich kann ich in diesem Jahre nur einen Ausflug in diese entlegenen Jagdgebiete unternehmen, daher würde ich Sie bitten, gleich die beste Zeit, wo der sicherste Erfolg zu erhoffen ist, zu bestimmen.

Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir da einen Plan übersenden würden, denn die Einteilung dieser Reise, zwischen alle die Maneuvers und steyrischen Hochgebirgsjagden, ist nicht so leicht. Bis gegen den 10. September dauern die böhmischen Maneuver, dann bis 16. die Ungarischen, hierauf dürften die Hochgebirgsjagden in Steyermark folgen; also vor Ende September glaube ich nicht frei werden zu können. Ich bitte direkt an mich zu antworten.

Mit den herzlichsten Grüssen

Ihr

Rudolf.

Prag, den 5. September 1881.

Lieber Pausinger!

Wie Ihnen Graf Bombelles schon mitgeteilt hat, bin ich heuer nicht in der Lage, nach Siebenbürgen kommen zu können. Am nächsten Samstag reise ich nach Nordungarn, wo ich mit viel Sehnsucht hinüber zu den Karpathen schauen werde.

Von dort muss ich nach Wien und Prag zurück. Ende September wäre ich so gerne mit meiner Frau nach Görgény gekommen, doch es ist unmöglich, da sie nicht mehr reisen soll und ich sie nicht lange allein lassen will; hoffentlich werden wir es im nächsten Jahre auf Bären wieder einbringen.

Wenn Sie aber im Laufe des Winters einen Bären irgendwo in den Karpathen ganz sicher bestättigt in der Gaura wissen, oder sich einer in den Fallen fängt auf eine Weise, die eine günstige Jagd noch nach dem Verlauf von einigen Tagen erwarten lässt, dann bitte ich Sie, es mir gleich zu telegraphieren, denn in diesem Falle würde ich kommen und einige Tage von hier wegbleiben. Für eine Antwort wäre ich Ihnen sehr dankbar.

Mit besten Grüssen

Ihr

Rudolf.

Prag, 12. September 1881.

Lieber Pausinger!

Innigsten Dank für Ihren Brief.

Ich sehe es ganz gut ein, dass es nicht lohnend wäre, wegen eines im Eisen gefangenen Bären die weite Reise zu unternehmen, vielleicht würde es da am besten sein, wenn sie die Eisen wieder wegnehmen liessen, um dieses edle Wild nicht umsonst zu vertilgen.

Wenn ein Bär in der Gaura oder mehrere in einem kleinen Komplex auf dem Schnee ganz sicher abgespürt sind, würde ich auf eine telegraphische Aufforderung hin gewiss kommen.

Schiessen Sie in Görgény so viele Schnepfen, als Sie wollen, hoffentlich hat Sie die schwierige Aufgabe in den Grenzforsten nicht allzusehr angestrengt.

Mit den herzlichsten Grüssen

Ihr

Rudolf.

Wien, 30. Oktober 1881.

Lieber Pausinger!

Innigsten Dank für Ihre Berichte, die mir Bombelles übergab und die ich genau durchstudierte.

Es wird notwendig sein zur Beruhigung der Gemeinden etwas zu unternehmen.

Heute telegraphiert Bombelles an Sie, um zu fragen, ob man jetzt Jagden im Laufe des November unternehmen kann. Vor Mitte des Monats hätte ich keine Zeit.

Wenn auch der Erfolg kein günstiger wird, so kann es doch den Leuten zur Beruhigung dienen, und vielleicht gelingt es uns, trotz ungünstiger Epoche, einen Bären auf die Strecke zu bringen.

Bitte auch um eine schriftliche Antwort, was Sie über diesen Plan denken.

Mit vielen Grüssen

Ihr

Rudolf.

Prag, 1. März 1882.

Lieber Pausinger!

Vor einigen Tagen war der Graf Ferdinand Wurmbrand, welcher mit uns in Siebenbürgen jagte, bei mir und erzählte mir, dass ein junger Graf Teleky, Vetter des Samu Teleky, plötzlich gestorben sei. Seine Jagd, die an Görgény grenzt und sehr gute Schnepfen tragen und auch einige vielversprechende Bärentriebe aufweist, ist nun sehr leicht zu pachten.

Zur Arrondierung der Görgényer Jagden und zur Sicherstellung vor schlechten Nachbarn wäre es vielleicht gut, diesen Distrikt, der sehr billig zu erlangen sein soll, nun zu pachten. Bitte mir über diese Angelegenheit eine Antwort zu senden.

Ihren Bruder habe ich Ende Januar bei uns hier gesehen. Mit seinen reizenden Skizzen aus dem Orient errang er in Wien grosse Erfolge.

Mit vielen Grüssen

Ihr

Rudolf.

Prag, 27. April 1882.

Lieber Pausinger!

Innigsten Dank für Ihren Brief, der mich sehr freute.

Ich werde Heuer ganz bestimmt in die Liptau kommen; Doch den Monat Juni halte ich für dergleichen Expeditionen, meinen Hochgebirgserfahrungen gemäss, für zu früh, auch leidet, wenn man treibt oder pirscht, der Wildstand zu sehr, da die Kitze noch ganz klein sind und leicht von den Gaisen weggesprengt zu Grunde gehen. Daher werde ich erst im Laufe des Juli kommen.

Ich bitte sie, ja nur nicht zu viele Vorbereitungen treffen zu lassen, sonst stört man das Wild; für die Hütte bitte ich die

Rechnung dem Oberstleutnant Spindler zu übersenden, doch mit dem Bauen von Wegen sollte man sehr vorsichtig sein, denn das ist leicht gefährlich, auch bin ich nicht verwöhnt und verlange weder gute Steige, noch gute Unterkunft.

Bitte Sie, mir einmal mitzuteilen, ob es besser wäre in der Liptau auf Gemsen zu pirschen oder zu treiben. Triebe gelingen nur im Gebirge, wenn sehr gute Steige und Jäger da sind. Auch möchte ich gerne wissen, ob sich nichts mit den Luchsen machen liesse; vielleicht sind die Jäger im Stande einen Bau zu entdecken.

Mit den herzlichsten Grüssen

Ihr

Rudolf.

Prag, 13. Mai 1882.

Lieber Pausinger!

Innigsten Dank für Ihren Brief mit dem Programm.

Die Liptauer Jagden betreffend, bin ich ganz einverstanden und freue mich schon sehr darauf.

Falls Sie nach Siebenbürgen transveriert werden, wäre das für mich sehr angenehm, da sie dann in Görgény selbst stationiert wären und selbstverständlich immer die Leitung meiner Jagden führen könnten.

Meinen Intentionen nach, würde ich Ende Juli in der Liptau eintreffen.

Mit vielen Grüssen

Ihr

Rudolf.

Reichsstadt, 4. Juli 1882.

Lieber Pausinger!

Wie Sie telegraphisch schon erfahren haben werden, muss ich für dieses Jahr die Liptauer Gemsjagden schweren Herzens absagen. Doch es geht nicht anders. Wir wollten die Liptau mit einem Besuch bei Coburg in Pohorella verbinden, doch heuer müssen die Koburgs um diese Zeit abwesend sein und so können wir doch nicht eben einen Termin aussuchen, in dem sie nicht dort sind, um jene Gegend zu besuchen.

Ferner ist die Liptau von Prag nicht so enorm weit. Das lässt sich jedes Jahr machen, vielleicht auch einmal zum Pürschen nur im Herbste; der Retyezat hingegen ist für mich sehr schwer zu erreichen. Heuer habe ich Zeit, doch nicht genügend für beide Expeditionen.

Graf Teleky sagte mir nun, dass heuer ein günstiges Jahr für die Retyezat ist; und so muss ich diese Gelegenheit benützen, die vielleicht nie wieder kommt, während der Krivan als viel näher, und Staatsjagd, sowie auch jagdlich rascher erreichbar, in jedem anderen Sommer ebenso gut besucht werden kann.

Für den Retyezat braucht man viel mehr Zeit und die ganze Expedition ist schwerer einzuleiten, daher werde ich die diesjährige gute Gelegenheit benützen. Die Görgényer Jagden im September werden unter jedem Fall stattfinden.

Mit vielen Grüssen

Ihr

Rudolf.

Wien, 9. August 1882.

Lieber Pausinger!

Innigsten Dank für Ihren interessanten Brief, der mich sehr freute.

Der Stand der Bären scheint ein günstiger zu sein und so hoffe ich sehr, heuer gute Jagden in Siebenbürgen abhalten zu können, auch bin ich mit dem Plan einverstanden, während der Triebe, auf die Hauptwechsel, Bäreneisen zu legen; es dürften sich höchstwahrscheinlich dann welche fangen, und diese Jagdart ist mir neu und interessiert mich daher noch mehr als die eigentlichen Triebe. Wegen einer Schweisshündin werde ich trachten, Ihnen eine gute, schon eingeführte zu verschaffen. Vom Grafen Pista Károlyi erhielt ich im Laufe des Winters zwei Siebenbürgische Wildschweinhunde, welche auf Wildschweine in der Tat sehr gut jagen, doch ob sie Bären auch annehmen ist fraglich. Ich könnte aber immerhin zwei oder drei dieser Hunde nach Görgény mitnehmen.

Wegen der Astellung der drei Teleky'schen Zigeuner, bin ich ganz mit Ihrem Plane einverstanden; hoffentlich werden diese Leute gute Dienste leisten.

Von Ihrem Bruder habe ich schon lange keine Nachricht mehr erhalten, er dürfte in grosse Arbeiten vertieft sein, und viel durch den langen Aufenthalt im Orient Versäumtes nachzuholen haben.

Mit den herzlichsten Grüssen

Ihr

Rudolf.

P. S. Fast hätte ich vergessen Ihnen zu sagen, dass nach meinen bisher gepflogenen Erkundigungen, ich nicht vor den letzten Tagen Sept. dürfte abkommen und nach Siebenbürgen reisen können.

Ischl, 19. August 1882.

Lieber Pausinger!

Ich eile Ihnen eine traurige Kundschaft mitzuteilen, S. Majestät der Kaiser hat heuer keine Zeit nach Görgény zu kommen, bis zum letzten Moment hoffte Er diese Reise, auf welche Er sich sehr freute, zu ermöglichen, doch leider fallen ein Ausflug nach Triest und Ministerratssitzungen in Wien und Budapest um die selbe Zeit zusammen und so muss unser armes Görgény in den Brunnen fallen. Meine Frau und ich kommen hingegen unter jedem Fall von Triest, also wahrscheinlich am 19. oder 20., um dann 14 Tage zu bleiben. Erzherzog Friedrich, den ich gestern hier sprach, hat leider keine Zeit, hingegen kommt mein Schwager Leopold, ausserdem will ich noch einladen meinen Schwager Phillipp Coburg, Graf Wilcsek, Hoyos, Hofrat Wiederhofer, Graf Josef Waldstein, meine beiden Adjutanten.

Ihrem Bruder schreibe ich heute, um ihn zu fragen, ob er Zeit und Lust hat mit uns nach Siebenbürgen zu kommen. Hoffentlich werden wir heuer günstiges Wetter und gute Jagden haben.

Mit vielen Grüssen

Ihr

Rudolf.

Prag, 1. November 1882.

Lieber Pausinger!

Innigsten Dank für Ihren Brief. Ich bin mit allem einverstanden, besonders, dass Sie mit Graf Teleky Samu, der die siebenbürgischen Jagden so gut kennt, Rücksprache halten wollen, betreffs der Verteilung und Anstellung der Heger und allen anderen Veränderungen.

Auf die Wölfe sollten sie mit Energie jagen, doch Ohne dabei die Bären zu stören.

Für die Hündin Anni dürften 9 Hunde zu viel sein, daher bitte ich nur 5, 2 schwarze, 2 braune und einen gelben zu behalten, womöglich Hunde, keine oder nur eine Hündin; die übrigen 4 wäre es gut zu ersäufen; und wenn Sie Anni selbst nur 5 lassen, müsste dennoch mit Milch nachgeholfen werden. Vor allem bitte ich acht zu geben, dass die jungen Hunde immer an einem warmen Platze sind.

Ich bitte Sie auch über alles, was auf meinem Jagdgebiet erlegt wird, eine genaue Schussliste zu führen.

Morgen kommt Ihr Bruder zu uns, um hoffentlich lange zu bleiben.

Mit vielen Grüssen

Ihr

Rudolf.

Prag, 14. April 1883.

Lieber Pausinger!

Mit vielem Interesse erfuhr ich über Ihre verschiedenen Jagderfolge, nun bitte ich Sie, einen Auerhahn im Fancsal abzuschiessen und mir denselben gleich zu übersenden; da mich die kleine siebenbürgische Spierart des Auerwildes sehr interessiert. Zugleich bitte ich Sie, mir einen lebenden männlichen Wolfshund zu schicken. Es soll dies noch ein junges Tier, ein ganz gemeiner Bauernköter sein; womöglich ganz grau und so wolfsähnlich, als es nur immerhin zu finden ist. Ich brauche dieses Tier, womöglich bald, für einen Herrn in Deutschland, der Hunde-Studien und Kreuzungsversuche anstellt

Sehr dankbar wäre ich Ihnen auch, wenn Sie mir über den Verlauf der Schnepfen Saison berichten würden; ich bitte die Schusslisten über alles, was erlegt wird, nur sehr genau zu führen, denn interessante Tiere dürften darin vorkommen.

Mit vielen Grüssen

Ihr

Rudolf.

Wien, 5. April 1885.

Lieber Pausinger!

Besten Dank für Ihren Brief, der mich sehr freute; meine Frau und ich sprechen Ihnen zur Verleihung des Franz Josephs-Ordens unsere innigsten Glückwünsche aus.

Hoffentlich können wir auch heuer für längere Zeit nach Görgény kommen, worauf ich mich schon sehr freue. Im Februar erlegte ich in Nordungarn einen sehr starken Bären vor seiner Gaura.

Jetzt kehrten wir vor wenigen Tagen von einer sehr interessanten Reise im Orient zurück. Morgen müssen wir wieder, aber nur für einige Tage nach Brüssel.

Ihren Bruder habe ich im Laufe des Winters gesehen, er besuchte mich hier, da er mit mir wieder eine grössere Arbeit in Angriff genommen hat.

Mit den herzlichsten Grüssen, bin ich

Ihr

Rudolf.

Laxenburg, 1. September 1885.

Lieber Pausinger!

Besten Dank für Ihren Brief.

Ich bitte die Felle der erlegten Raubtiere, also auch des letzten Bären, den der Heger niederschoss, hierher nach Laxenburg oder Wien zu senden, da wir heuer nicht nach Prag gehen.

Bären sollen heuer keine mehr geschossen werden; es sind 4 geblieben, einige beunruhigt und einer angeschossen worden, das ist genug.

Ich bitte das Terrain des Advokaten Tirnovan zu pachten und auch die drei Wildheger zu übernehmen. Kleines Wild darf er ausser der Zeit der Bärenjagden schiessen.

Ich habe es ungemein bedauert, heuer nicht nach Görgény kommen zu können; hoffentlich kann ich dafür im nächsten Jahre einen längeren Aufenthalt in 7-bürgen nehmen.

Mit vielen Grüssen

Ihr

Rudolf.

Wien, 15. Mai 1888.

Lieber Pausinger!

Ich bitte Sie mir die genauen Daten zu senden, an welchem Tage und bei was für einem Wetter die Steppen Hühner, die Sie mir unlängst schickten angetroffen und erlegt wurden, und, wie lange dieselben in der Görgényer Gegend blieben.

Ich bitte den Brief direct an mich zu adressieren.

Mit herzlichsten Grüssen

Ihr

Rudolf.

Belovar, 13. September 1888.

Lieber Pausinger!

Ich habe heute auch an Baron Kemény geschrieben; wir können nicht vor dem 8. oder 9. Okt. kommen. Ich bitte Sie, Wohnung im Schloss herzurichten für Prinz of Wales dort, wo voriges Jahr Prinz Leopold wohnte, dann kommt noch Erzherzog Otto, Prinz Miguel von Braganca, Fürst Esterházy, Graf Hugo Wurmbrand, 2 englische Herrn, Graf Potocky, Graf Rosenberg, Dr. Lanyi und ich; Ihr Bruder, der mir zusagte auch zu kommen, müsste bei Ihnen wohnen; Die siebenbürger Herrn müssten teilweise im Dorf wohnen, da im Schlosse für so viele kein Platz sein wird.

Ich werde rechtzeitig „Wunderdingen“ und „Lophert“ hinunter schicken.

Mit besten Grüssen

Ihr

Rudolf.

Wien, 18. Okt. 1888.

Lieber Pausinger!

Ich bitte Sie mir von nun an Nachrichten über die Bären, die Äsungs- und Witterungsverhältnisse zu senden; und ob Aussicht ist nach dem Nov. mit einigen Herrn erfolgreich auf Bären zu jagen; umsonst möchte ich nicht hinunterfahren, doch einige starke Bären, besonders am Schnee, gut eingekreist zu jagen, würde mich sehr freuen.

Ob nun Jagd bei Görgény oder Fancsal, das ist mir ganz alleseins.

Mit herzlichsten Grüssen

Ihr

Rudolf.

Ein inniges Freundschaftsverhältnis verband, wie bekannt, seine kaiserliche Hoheit mit dem wetterharten, stets lebensfrohen und unermüdlichen Jägersmann Graf Samuel Teleky.

In zahllosen Zusammenkünften und gemeinsamen Jagden fanden sich die Herzen beider und insbesondere war es immer wieder Görgény, welches bei der Jagd, bei Frohsinn und Becherklang innigen Kontakt und Anregung zu politischem, wissenschaftlichem und weidfrohem Gedankenaustausch gaben.

Was Wunder, dass dadurch angeregt, der nimmerruhende Tatendrang und die Abenteuerlust, verknüpft mit den hohen Zielen, sich in den Dienst der Wissenschaft zu stellen, bei dem in jeder Beziehung vollkommen unabhängigen Grafen Feuer fing und bei ihm den ersten Entschluss zeitigte, den dunkeln Weltteil zu durchqueren oder wenigstens in sein unbekanntes Inneres einzudringen.

In seinem Werke „Zum Rudolfsee und Stefaniesee“ schreibt der ehemalige k. u. k. Linienschiffskapitän Ritter

von Höhnel und gleichzeitiger Begleiter Telekys auf dessen Entschluss, diese Forscherfahrt zu unternehmen, wörtlich folgendes:

„Erfüllt von solchem Drange, plante auch Graf Samuel Teleki von Szék — ein in Siebenbürgen begüterter Edelmann — eine nach dem Inneren des dunklen Weltteils gerichtete Forschungsreise. Vermögend und unabhängig, durch Jagd und Sport gestählt gegen Beschwerlichkeiten und Unbilden, vereinigte Graf Teleki im hohen Masse jene persönlichen Eigenschaften in sich, welche für die erfolgreiche Ausführung eines solchen Unternehmens Gewähr leisten können. Eben im Begriffe seine Absicht zu verwirklichen, war er im Anfange des Jahres 1886 über Einladung seines für das geplante Forschungswerk lebhaft interessierten hohen Gönners und Freundes, unseres unvergesslichen Kronprinzen, Erzherzog Rudolf, nach Lacroma gekommen.

Mein guter Stern wollte es, dass auch ich mich zur Zeit in jenem Gewässer auf Sr. Maj. Yacht ‚Greif' eingeschifft befand, welche dem Kronprinzen zur Verfügung gestellt war. Gleichfalls seit langem vom lebhaften Wunsche beseelt, meine bescheidenen Kräfte der Erschliessung Afrikas widmen zu können, zauderte ich keinen Augenblick, dem Grafen meine Begleitung für die beabsichtigte Expedition nahe zu legen.

Dank mächtiger Fürsprache tat ich es nicht ohne Erfolg, ja ich sah schon am nächsten Tage meinen sehnlichsten Wunsch in Erfüllung gegangen."

Ende Oktober 1886 kam Telekys Plan zur Reife und mit einer bis in das kleinste Detail durchdachten gewaltigen Ausrüstung verliess er von den besten Wünschen seines hohen Gönners und Förderers begleitet, Europa, um mehr als zwei volle Jahre seiner Heimat fern zu bleiben. Wohl keiner von beiden, weder der Magnat, noch der Kronprinz, ahnten damals, dass es kein Wiedersehen mehr geben sollte. Es war ein Abschied für immer.

In dieser Spanne Zeit seiner Forscherfahrt in die damals von Europäern fast unberührten Gebiete, erzielte Teleky bei dem damals noch ernormen Wildreichtum eine derart kolossale Strecke, dass ich mich nicht enthalten kann, vom eigentlichen Thema abweichend, diese hier allgemein zur Kenntnis zu bringen.

Graf Teleky schoss in der Zeit vom 13. Februar 1887 bis zum 28. September 1888 auf dieser Entdeckungsreise bis

zum Kenia und Kilimandscharo, nach Angabe des Schiffsleutnants von Höhnel, nachfolgendes Wild, und zwar:

32 Elefanten;
76 Nashörner, darunter ein weisses, erlegt und 3 angeschossen;
77 Büffel erlegt und 2 angeschossen;
3 Flusspferde;
2 Giraffen erlegt und 3 angeschossen;
92 Antilopen;
18 Gazellen;
18 Zebras;
25 Tigerpferde;
4 Wildschweine;
15 Kolobusaffen;
1 Hyäne;
1 Wildkatze;
1 Dachs;
1 Panther;
1 Leopard;
2 Strausse;
2 Krokodile;
3 Puffottern;
3 Pytoschlangen und sehr viele Pelikane, Gänse, Schnepfen, Perl- und andere Hühner, nebst vielen Flamingos und anderen zahllosen Vögeln. Löwen schoss er 2 an, ohne diese jedoch zu bekommen.

Zahlen, die, abgesehen von dem derzeit schon bedeutend verminderten Wildstande und den veränderten Verhältnissen, wohl kaum mehr zu erreichen sind.

Innerlich hochbefriedigt und gestählt durch die zweijährigen Reiseerlebnisse, waren Teleky und Höhnel eben auf der Heimreise begriffen, als sie wie ein Blitz und Donnerschlag aus heiterem Himmel die Kunde von dem unerwartet plötzlichen Ende des Kronprinzen traf. Wie die entferntesten Gaue der ganzen Monarchie, so traf diese erschütternde Trauerkunde insbesondere auch das stille Görgény, wo stets nur mit dem Besuch des erlauchten Kaisersohnes und seiner illustern Begleitung Frohsinn und reges Leben einzogen.

Vorbei ist nunmehr der alte Glanz! Tragisch hat der hoffnungsvolle Erbe der österreichischen Kaiserkrone am 30. Jänner 1889 geendet. Die unverwüstlich scheinende Hünengestalt des Grafen Teleky hat eine tückische Krankheit gebrochen. Auch König Eduard von England hatte bald nach seiner Thronbesteigung das Zeitliche gesegnet, indes aus dem auserwählten Jägerkreise des Kronprinzen Rudolf, einen Magnaten nach dem anderen der kalte Rasen deckt.

Ja selbst den alten Nichita, den rumänischen Leibjäger Telekys und des verewigten Kronprinzen hat ein tragisches Schicksal ereilt, indem er mitten im Orte Gurghiu von einem brünftigen Haustiere auf die Hörner gespiesst, ein jähes Ende fand.

Mit dem Ende des erlauchten Sprossen aus dem Hause Habsburg und dem Hinscheiden seines alten Weidgenossen und intimen Freundes, dem jovialen Grafen, war das frühere, lebhafte Treiben, der Reigen glänzender Jagd- und Festgelage dahin.

Die ungarische Regierung hat aus dem einst so stolzen Schlosse eine niedere Forstschule gemacht.

Mit rauher Sohle, mit Feuer und Schwert zertrat die Furie Krieg was bisher des Bürgers Fleiss geschaffen, und die Brandfackel der Revolution drang auch hier herein in dieses sonst so stille Gebirgstal.

Entstellt und verdeckt durch neue Zu- und Anbauten hat das Schloss von seiner alten Vornehmheit wesentlich verloren, indes vom Schlossberge her nur altes, rauchgeschwärztes, verwittertes Gemäuer und Felsentrümmer als die letzten Reste alter Kurutzenherrlichkeit herniederschauen. Nur Reineke blinzelt schlau aus seinem Felsenbau dort oben hernieder auf das ihn umgebende Land. Alles ist ihm untertänig! Frei streift er durch das Gelände und Bäuerlein und Bürger zahlen ihm Tribut mit ihren Enten, Hühnern und anderem Geflügel.

Im Parke aber zu des Berges Füssen wuchern und vegetieren wildverworren Wald- und Zierbäume durcheinander.

Nur die alten Eschen, Linden und Ulmen, die einst bessere Tage gesehen, sie recken und strecken sich ungepflegt und beengt zu gewaltiger Höhe und senden weit ihre Zweige wie flehende Arme zum Himmel hinauf, als wollten sie sagen:

„Hilf Herrgott und Heiland, gib uns mehr Luft und Licht und lass uns noch einmal den alten Glanz erschauen."

Vorbei! Vorbei!

Andere Zeiten, andere Menschen. Immer stiller wird es im kleinen Görgény zu des Berges Füssen, indes fernab im stillen Waldtale von Lăpuşna, weit vom alltäglichen Getriebe, wo drei silberhelle Bäche murmelnd und plätschernd ihre klaren Wässer zu Tale führen, um sich dort zum Görgényflusse zu vereinigen, neues Leben, neue Pracht entsteht.

Hier baut Altmeister Liman, Oberbaurat und vieljähriger Architekt des königlichen Hauses, in nordischem Stil für seinen königlichen Herrn ein prächtiges Heim, das erneuert Zeugnis gibt, dass, wenn auch entfernt von altverfallener Ruhmesstätte, auf morschen, kümmerlichen Resten stets neues Leben und neuer Glanz erblüht.

Hier, nun durch das neuerstandene Leben angezogen, strömen nunmehr von allen Seiten Touristen und Ausflügler aus allen Teilen Siebenbürgens herbei, um diesen prächtigen Bau inmitten dunkler Tannenbestände zu bewundern.

Alljährlich ist auch Ihre Majestät die Königin regelmässige Besucherin dieses herrlichen Gebirgstales, die meist mit illüsterm Gefolge hier erscheint, um mit dem altbewährten Schöpfer dieses neuen Jägerheims und einstigen Miterbauer des Feenschlosses Peleş, nächst Sinaia, über die Einrichtung und sonstigen Arrangements, sowie über die Parkierung der nächsten Umgebung des Jagdschlosses zu beraten.

Berge und Wälder von Gurghiu sind nunmehr königlich rumänisches Leibgehege und meilenweite Fahrwege verbinden die allseits an Berglehnen oder in lieblichen Tälern entstehenden Jagdhäuser. Viele Kilometer entfernt schlängeln sich saubere Pirschsteige durch das Gelände, immergrüne Tannen- und Fichtenbestände, Schläge, Urwald und

Brandflächen durchziehend, indes gedeckte Hochstände und sturmfeste Kanzeln weithin herrlichste Fernsicht gewähren. Ungezählte Salzlecken und viele Futterraufen sorgen für das Gedeihen des zahlreichen Rotwildes, indes die silberklaren Wässer munteren Äschen und den flinken Bachforellen als Tummelplatz dienen. Was einst wildverworrener Urwald war, ist heute schon teilweise geordneter Forst, teils

Ihre Majestät Königin Maria und deren Schwester Prinzessin Hohenlohe-Langenburg bei Besichtigung des neuen Jagdschlosses Lapuşna im Herzen des Reviers.

vegetationsreicher Schlag, der unerschöpfliche Äsung dem stolzen Edelhirsche und reiche Beerenfrüchte Meister Braun gewährt.

Ein Oberjäger mit noch zehn Wildhütern, unterstützt durch das staatliche Forstpersonal der einzelnen Forstbezirke, versehen den Jagdschutz und Aufsichtsdienst; wohl etwas wenig für rund 45.000 Hektare.

Immerhin hätte anfänglich manches besser und gründlicher im Jagdwesen geleistet werden können, wenn die nach dem Kriege dort eingesetzten jungen Forstingenieure über die volkswirtschaftliche Bedeutung der Jagd, deren Wert für

den Staat, über Widhege und Wildschutz einigermassen besser vorgebildet worden wären. Leider scheint in den früheren rumänischen Forstschulen darauf weniger Wert gelegt worden zu sein. Jetzt aber, im Kontakte mit den ehemaligen ungarischen Landesteilen, wurde diese Erkenntnis richtig erfasst und ist es der staatliche Generaljagdinspektor persönlich, der an der höchsten Lehranstalt für Forstwesen im Staate, die Bedeutung eines geordneten Jagdwesens und all dem, was damit im Zusammenhange steht, zum Vortrage bringt.

Das seit kurzem im vereinigten Königreiche erschienene ausgezeichnete Jagdgesetz, verbunden mit der von tüchtigen Kräften geführten Forst- und Jagdkammer, lassen erhoffen, dass, vereint mit der überaus gut geleiteten „Uniunea vânătorilor", dem rumänischen Jagdschutzvereine, diese Einsicht auch in den alten Landesteilen allgemein einziehen wird.

Zu einem guten Gesetze gehört aber konsequenter und eiserner Rechtsschutz, der in einer guten Gendarmerie, in strammen Behörden und einer strengen, unbeeinflussbaren Gerichtsbarkeit eine mächtige Stütze finden muss. Nur so kann in dem von Gott und Natur so reich begnadeten Rumänien jagdlich das erreicht werden, was in anderen westlichen Kulturländern schon vor vielen Hunderten von Jahren in Fleisch und Blut der Bevölkerung übergegangen ist.

Der Wildstand, der in den vier Kriegsjahren und insbesondere durch die Kämpfe in den karpathischen Waldgebirgen und der darauffolgenden Revolution ziemlich gelitten hatte, hat sich aber infolge allgemeiner Unterstützung des Jagdschutzpersonales durch Gendarmerie und Behörden, durch konsequente und gründliche Abnahme der Waffen, Bestrafung der ertappten Wilderer, sowie zweckentsprechende Massnahmen, wodurch auch aus den Nachbarrevieren das Wild herangezogen und durch Ruhe, Salzlecken und Wildfütterung gebunden wurde, in Gurghiu wesentlich gehoben und hat dermalen einen Stand erreicht, wie er vor dem Kriege niemals vorhanden war.

An 1500 Stück Rotwild, darunter an 150 jagdbare Hirsche, an 100 Bären, etwa 500 Sauen können mit voller

Sicherheit als Standwild angenommen werden und ist bei dem vorläufig noch sehr beschränkten Abschusse bei Aufrechterhaltung des Geschlechtsverhältnisses von 1 zu 1 zu erhoffen, dass sich der Wildstand, insbesondere jener des Rotwildes, noch bedeutend heben wird.

Der Stand an Auerwild ist ein ausgezeichneter und ist speziell ein Balzplatz an der Grenze der Buchen- und Fichtenregion gelegen, der bei einem günstigen Frühjahre, wenn die rauhen Winterstürme und Fröste bis gegen Mitte April andauern, ganz hervorragend ist. Dort kann man dann, wenn die Balz nicht verzettelt, sondern zurückgehalten wird, beim Eintreten schöner sonniger Tage an 30 Hähne gleichzeitig versammelt finden. Dann kann der Weidmann und Naturfreund dort in vollen Zügen geniessen und sich an dem tollen Treiben der zahlreichen Urhähne weidlich ergötzen.

Ein so günstiges Frühjahr bot das Jahr 1922, wo sich nach kalten und stürmischen März- und Apriltagen, die natürlich in den Hochlagen anhaltenden Schneetreiben zur Folge hatten, plötzlich warme und sonnige Frühjahrstage einstellten. Die ganze Natur war aus einem schweren Schlafe plötzlich erwacht und mit Sonnenschein und Wärme zog Leben und Frohsinn bei allen Lebewesen ein.

Es war gerade an einem Sonntag, den 30. April, als der Hofzug, von einer jubelnden Menge begrüsst, in Sächsisch-Reen einfuhr.

Gütig, wie immer, empfing Se. Majestät noch einige Abordnungen und dann entführte die kleine, von ihrem damaligen Direktor L. Papp selbst überwachte Forstbahn den hohen Weidmann und sein engeres Gefolge den bereits grünenden Fluren der Talebene.

Immer enger und enger umschliessen die Talhänge das Geleise, indes pitoreske Felsformationen und mächtige Trachytsäulen den in eilender Hast zu Tale stürmenden Bergfluss immer mehr und mehr in seinem eiligen Laufe behindern.

Schäumend und brausend eilen aber trotzdem die Bergwässer mit weissem Gischte zu Tale, eiskalt und mächtig gespeist von den Firnfeldern der sie beherrschenden Berggipfel.

Nach zwei Stunden Bergfahrt heisst es den zierlichen, aber dessenungeachtet sehr bequemen Pullmanwagen verlassen, um zu Pferde den Hochlagen zuzustreben. Das saftige Grün der südlichen Matten wird immer spärlicher, bis schliesslich unsere kleinen Gebirgspferde sich ziemlich mühselig durch den infolge der Tageswärme weich gewordenen hohen Schnee hindurcharbeiten müssen.

Nach dreistündigem Ritt hatten wir das ziemlich konfortable Jagdhaus erreicht. Meine Anfrage, ob Majestät nicht lieber hier als in einer Hirtenhütte wohnen wolle, wird kurz verneint.

„Ich will in der Nähe der Hähne bleiben und wenn es auch nur eine Fichtenstreu gibt," meint kurz entschlossen der Monarch, gab dem Gaule die Fersen und ritt am Jagdhause vorbei.

Um so freudiger begrüsste dafür der wohlbeleibte Küchenchef das schmucke Heim und richtete sich sofort mit seinem ganzen Stabe und allen seinen zahllosen Küchengeräten bei dem, seinen besonderen Wohlgefallen erregenden neuen Herde ein.

Nach einer halben Stunde Ritt waren wir bei einer Hirtenhütte angelangt. „Da sieht es ja gar nicht so übel aus," meinte Se. Majestät, wählte sich eine Schlafstelle und sich an das mitten in der Baracke lodernde Feuer setzend, zog er eine Kohle aus der Glut und zündete sich die unvermeidliche Zigarre an.

Mittlerweile war es 5 Uhr nachmittags geworden. Um den Balzplatz aufzusuchen, war es schon zu spät, dafür war die Gelegenheit günstig, von respektvoller Entfernung dem Einstreichen der Hähne zuzusehen und den Abendstrich der Schnepfen zu belauschen.

Se. Majestät der König, von mir gefolgt, schleicht vorsichtig auf dem Waldsteig gegen den Balzplatz zu, als wir knapp vor uns Schwingenrauschen vernehmen und bald darauf das Knappen eines Hahnes hörbar wird.

Näher heran will der hohe Weidmann nicht. Wir sitzen eben auf einem gestürzten Baumstamm und lauschen andächtig dem lieblichen Sang einer Ringdrossel, die sich

unweit von uns auf einem Fichtenwipfel eingeschwungen hat, als plötzlich neben uns im dichten Unterholz ein leises Tappen, Knistern und Brechen vernehmbar wird. Mit angehaltenem Atem und festem Griff umspannt Se. Majestät den Stutzen, er hatte sofort die Situation erkannt. Da kräuselt ein Luftzug über uns hinweg, ein kurzer blasender Laut und eben so rasch, als er herangewechselt, trollt Meister Braun seinen weiteren Pass. Schade! Nur 30 Schritte trennten den erlauchten Jäger von einem, der Fährte nach, mittelstarken Bären.

Die Drossel am Fichtenwipfel flötete dem scheidenden Tage noch ihr Schlummerliedchen zu. Quarrend streichen noch einige Schnepfen über uns hinweg. Das Knappen des Hahnes verstummt und alsbald umfängt uns ein geheimnisvolles Dunkel, in welches nur noch das Surren schwärmender Käfer einige Abwechslung bringt.

Mit der Laterne geht es der Laubhütte zu, und nach kurzem Inbiss schlummern König und Jägersleute, um die flammende Glut mächtiger Scheite gestreckt, dem kommenden Morgen entgegen.

Der 1. Mai! Einen herrlichen Tag verheisst der glitzernde Reif, der rundum alles bedeckt.

In warme Pelze gehüllt, erwarten wir im Tannenreisschirm das Erwachen des Tages.

Anfangs nur bescheiden, dann aber immer frischer und fröhlicher zirpen Meisen und Rotkehlchen ihre melodischen Weisen, bis vereint mit Drossel und Finken der Jubelchor all der munteren Sänger das erste Rot des erwachenden Taggestirns begrüsst. Da horch! Jetzt stimmt auch schon der reckenhafte Urhahn sein Balzliedchen an und alsbald knappt und schleift es rings in der Runde, dass die Wahl schwer wird, welchen zuerst anspringen. Flügelrauschen und Poltern in nächster Nähe des Schirmes bringen die Entscheidung. Majestät voran, ich ihm folgend, werden die am Boden balzenden Hähne angesprungen.

Wenige Sätze genügen und schon schillert uns die stahlgrüne Brust eines Hahnes entgegen, indes ein zweiter unweit davon am harschen Schnee seinen Balzreigen tanzt.

Ein Doppelschuss des hohen Schützen und der erste Hahn poltert schwer krank in einen Fichtenhorst hinein, indes der zweite regungslos mit seinem heissen Blut den Firnschnee färbt.

Es sind zwei alte Hähne. Zu Betrachtungen ist aber keine Zeit, denn trotz Doublette wetzt und knappt es in tollem Reigen um uns her. Da, auf einer freien Schneefläche wirbeln vier Hähne durcheinander, dass es schwer wird, sie aufs Fadenkreuz zu nehmen. Endlich gelingt es und im Knall liegt einer in eine Federwolke gehüllt am Fleck, indes die anderen, zu Tode erschreckt, auf den benachbarten Tannen aufbäumen. Rasch fliegt die zweite Kugel nach und mit dumpfem Schlage fällt auch der vierte auf den Waldboden nieder.

Würdig dem herrlichen Maimorgen war die erste Balzjagd verlaufen. Drei uralte Hähne mit prächtigen Fächern prangen, auf eine Jungtanne gehängt, vor unserer Hütte, indes ein köstliches Frühstück für die Mühe des verflossenen Morgens entschädigt.

S. M. König Ferdinand auf der Hahnenbalz 1923 in Gurghiu.

Im warmen Sonnengold des erstandenen Tages, umschwirrt von den ersten Netzflüglern und Käfern des erwachenden Frühlings, umgaukelt von Zitronenfalter und Pfauenauge, lagern wir nach getaner Morgenarbeit auf einer Decke hingestreckt, bis uns der flötende Sang der Ringdrossel und der vielhundertstimmige Schlag der Finken zum Schlummerliedchen wird. Hoch stand die Sonne bereits, als das Klappern der Löffel und Gabeln das Signal gab, dass es Zeit zur Mittagstafel sei.

Oberstjägermeister und ich machen rasch noch Toilette und dann wird, als bereits die dampfende Suppenschüssel den Mittagstisch krönt, Majestät zur Tafel gebeten.

Bei anregendem Gespräch war unerwartet rasch die Zeit vergangen und als der hohe Herr auf die Uhr sah, da waren wir alle erschrocken, denn es war mittlerweile 4 Uhr nachmittags geworden. Da hiess es rasch aufbrechen und nach den Schirmen eilen. Wir hatten auch kaum unsere Stände bezogen, als auch schon von allen Seiten Leben in den uns umgebenden Wald kam. Von allen Richtungen brausten bis zur einbrechenden Dunkelheit Hähne und Hennen heran, um rund um uns auf den Wettertannen und Rotbuchen aufzubäumen.

Dem hohen Jagdherrn war es nicht um einen Schuss zu tun. Es machte ihm die grösste Freude, dieses mächtige Flugwild in seiner vollen Ungebundenheit zu beobachten. Als aber ein starker Hahn auf einer freistehenden Buche hundert Schritte vor uns aufbäumte, um sich als prächtige Silhouette gegen den Abendhimmel abzuheben, da reizte es den Kugelschützen, einen Schuss zu wagen. Das Fadenkreuz des Fernrohres sitzt fest im Schattenbild. Ein Kugelschlag und mitten in die Brust geschossen fällt der reckenhafte Vogel leblos vom Stamme.

Der Schnepfenstrich war längst schon vorüber und das Goldhähnchen in sein Astversteck verkrochen, als wir beim lodernden Lagerfeuer ankamen.

Dort begrüsste doppeltfreudig Exzellenz Oberstjägermeister den erlauchten Schützen, denn auch ihm war Diana hold. Er hatte sich ebenfalls seinen Hahn vom Stamme geholt.

Gleich dem 1. war auch der 2. Mai in leuchtender Pracht erstanden. Mit dem ersten Rot des erwachenden Tages kam auch Leben in den scheinbar stillen Wald. Überall rauschten Hahn und Hennen auf den harschen Schnee hernieder, so dass alsbald um den königlichen Schirm ein toller Tanz begann. Einmal da, einmal dort brauste ein Hahn an der Gewehrscharte vorüber, ohne dass ein Schuss diesen Liebesreigen gestört hätte.

Seine Majestät beobachtete mit vielem Interesse dieses muntere Spiel, bis ich endlich daran mahnen musste, dass die Zeit schon stark vorgeschritten und die Hähne wieder auf Äsung ausstreichen würden.

Ich bat, einen besonders alten Hahn, der sich vorsichtig in den Fichtenjungmais eingeschoben hatte, als Beute auszuwählen. Tatsächlich war es auch ein jagdliches Meisterstück, über Fallholz und Dickung hinweg dem geriebenen Schlaumeier beizukommen. Wir waren schon ziemlich nahe heran, als plötzlich eine Schneewächte unter uns nachgibt und Majestät und ich krachend in das Astgewirr eines Dürrlings brechen. Polternd steht der Hahn vor uns auf, um sich etwa hundertfünfzig bis hundertsiebzig Schritte in eine Rotbuche einzuschwingen. Mit langem Halse sichert er nach uns herüber, indes der hohe Herr und ich in der unmöglichsten Stellung in unserem Dürrling sitzen. Mit Mühe kommen wir halbwegs zurecht, doch zum weiteren Anspringen muss jede Hoffnung schwinden.

Die Situation hat aber auch ihren Reiz. Der Hahn im Gefühle überlegener Sicherheit auf seinem Hochsitz, wir im Chaos von harschem Schnee und dürrem Geäst, zudem die Entfernung für einen freihändigen Anschlag ziemlich gross.

Da bitte ich Majestät, über meine Schulter aufgelegt einen Kugelschuss zu versuchen. Der Schuss kracht. Ich kann nichts sehen, höre aber nur den Hahn mit lärmendem Flügelschlag von dannen reiten. Gefehlt, denke ich mir, als von weitem her eine Stimme hörbar wird. „Ich gratuliere, Majestät", ruft es uns von weitem zu. Ursprünglich verstehen wir den Sinn des Rufes nicht, doch als wir uns aus unseren Ast- und Schneefesseln befreit, der Stelle nähern, wo-

her der Zuruf kommt, ist das Rätsel rasch gelöst. Der Hahn war trotz der ziemlichen Entfernung und trotz unserer sehr unbequemen Situation und unsicherer Auflage, schwer getroffen, zufällig gegen Exzellenz Oberstjägermeister zu abgeritten und vor ihm niedergefallen, so dass es mir beim Hinzutreten gar nicht schwer fiel, den kranken Vogel zu ergreifen.

Es war ein Prachthahn, dem seine Geriebenheit gegen die sichere Kugel des erlauchten Schützen auch nichts genützt hatte.

Als nun des Abends beim Einfall der hohe Weidmann noch drei weitere Hähne nacheinander mit der Kugel von ihren Hochsitzen herabschoss, da meinte er: „Nun ist es genug, es muss auch für andere Jahre etwas bleiben," und gab Befehl zum Abstieg für den kommenden Morgen.

Heller Sonnenschein begrüsste uns bereits, als wir nach köstlichem Schlaf aus unserem Tannreislager krochen. Während Majestät sich ankleidete, wurde das schwere Gepäck abgeschoben, so dass nach frugalem Frühstück die Pferde bestiegen und talab geritten werden konnte.

Als wir eben marschbereit im Sattel sassen, drang noch der Sang eines Hahnes, Knappen und Schleifen, ganz deutlich vernehmbar zu uns herüber. Es war unser Hüttenhahn, wie ihn Majestät benannte.

„Auf Wiedersehen im nächsten Jahre," meinte vergnügt lächelnd der hohe Herr, drückte seinem Pferde die Schenkel und ritt in frohester Stimmung, von einem herrlichen Frühlingstage begleitet, den schmalen Bergsteig talab.

Nach dreistündiger Wanderung wurde das Geleise der Waldbahn erreicht, wo der Forstdirektor bereits mit seinem reizenden Waggonettchen auf die aus den Bergen kommende Karawane wartete, indes Küchenchef Edner uns eines jener schmackhaften Essen servierte, die unentwegt geeignet sind, selbst die verwöhnteste Tischgesellschaft bei frohester Laune zu erhalten.

Doch auch von diesen Genüssen musste geschieden werden. Ein Pfiff, ein Ruck und in flottem Tempo brauste

die kleine Lokomotive durch die enge Talscharte hindurch den tiefergelegenen Gefilden zu. Immer mehr senken sich die Berge der Talebene zu und immer grüner und grüner werden Felder und Fluren.

Das letzte Rot des scheidenden Tages übergiesst eben noch mit rosigem Hauch die Firnfelder der fernen Hochlagen, als der Hofzug in Sächsisch-Reen einfährt, um bald darauf auch dieses traute Städtchen zu verlassen.

Nicht minder erfolgreich gestaltete sich unter anderem auch die Balzjagd 1927 im gleichen Gebiete durch S. M. König Georg von Griechenland und seiner königlichen Hoheit dem Prinzregenten Nikolaus von Rumänien, die hier oben, fern ab vom alltäglichen Getriebe, in vollen Zügen den Frühlingszauber der erwachenden Natur geniessen konnten und zudem auch noch eine stattliche Strecke an Urhähnen zu Tale brachten.

S. M. König Georg von Griechenland und Prinzregent Nicolae von Rumänien auf der Hahnenbalz.

Um speziell den Reichtum des Rotwildes in diesen Gebieten zu dokumentieren, sei hier auch ein Jagdtag, und zwar der 3. Oktober 1925 geschildert:

Es war eine herrliche, sternenklare Nacht, als ich das Jagdhaus Sebeş und dessen Gebiet verliess, um nach der Abreise des allerhöchsten Jagdherrn dieses Leibgehege nicht weiter zu beunruhigen. Den mir alljährlich bewilligten Hirsch konnte ich ja bei meiner Geländekenntnis in dem 45.000 Hektar grossen Gebiete wo immer abschiessen und so entschloss ich mich, in den Revierteil Ţigle zu übersiedeln, hatte ich doch dort ein neu errichtetes Jagdhaus, 5 Hochstände und einige Kilometer kürzlich hergerichteter Pirschsteige zu besichtigen und von den Arbeitern zu übernehmen.

Vorerst entlang der Torrente vorwärts schreitend, war nichts zu vernehmen, nur das Rauschen und Tosen des in hastiger Eile dem Tale zustrebenden Wildbaches drang an mein Ohr. Nach einer Stunde Marsches verbreiterte sich die Talsohle. Dem gemischten Bestande folgt ein schmaler Streifen Tannenwald, dann öffnet sich das Gelände zu einem breiten, mit Felsblöcken bedeckten Kessel, in dem noch einige Nebelschwaden den Ausblick verwehren. Doch was das Auge nicht fassen kann, das vermittelt das Ohr. Wie schweres Donnergrollen tönt es von dort zu mir herüber. Der alte Platzhirsch ist es, der seinen weithin hörbaren Schrei kampfbereit dem frechen Beihirsch entgegengrollt. Se. Majestät der König kannte ihn; er wurde „der Sänger" genannt, da er selbst um die sonst so stille Mittagszeit in allen Tonarten seine Stimme vernehmen liess. Er stand diesmal von dichten Nebelschwaden verdeckt auf seiner Alpweide.

Diese Idylle wollte ich nicht stören. Ich drückte mich entlang des Waldbestandes bergauf, an seinem Rückwechsel vorbei, dem Höhenkamme zu. 35 Minuten scharfer Anstieg und dann hatte ich weithin einen herrlichen Ausblick auf die mich umgebende Bergwelt.

Weit im Osten grüssten die hoch in den Himmel hinaufstarrenden Kalimane, das prächtige Kelemengebirge, herüber.

Im Nordost die dunklen, unermesslichen Nadelwälder des Görgényer und Gyergyóer Gebirges, indes nach Süden

hin gewaltige Kahlflächen, mit hoch in den Himmel aufragenden Dürrlingen mächtige, weite Brandflächen verraten, die mit ihrem fahlen Grau kontrastreich gegen den grünen Tannengürtel des von den Szeklern Mezőhavas, von den Rumänen seiner Wasserarmut wegen „Seaca", die Trockene, genannt, absticht.

Eben leuchtet das erste Rot des Taggestirnes über die mich umgebende Bergwelt. Andächtig gestimmt setze ich mich auf einen verkohlten Tannenstrunk, um in Bewunderung all der mich umgebenden Herrlichkeiten versunken, auszuruhen. Da ein leiser Druck des mich begleitenden Rumänen. Ich folge der Richtung, die mir sein Finger weist und siehe da! wie hinter einem Vorhang tritt ein Tier, dem ein schwächeres folgt, aus dem Nebelschleier in das erste Gold des werdenden Tages heraus. Vorsichtig, nach allen Seiten äugend, schreitet das Muttertier dem Rückwechsel zu, hie und da an einigen Gräsern naschend.

In hoher Spannung sucht mein Glas die Nebelwand zu durchdringen, um den Hochgeweihten zu erspähen. Da, wie aus dem Boden gestampft, tritt auch er aus dem Wolkenschleier hervor.

Noch nicht ganz ausgefärbt, leuchtet in den ersten Strahlen der aufgehenden Morgensonne seine, mit hellem Rot übergossene Decke zu uns herüber.

Ja, ja der Sänger ist es. Ich erkenne ihn an Gestalt und Geweih. Etwas steil gestellt beschliessen mächtige, vielendige Becherkronen die prächtigen armdicken Stagen. Jetzt, wo ich ihn auf beste Kugelschussdistanz vor mir habe, zuckt es wie ein Blitzstrahl durch mein Hirn. Den kennst du ja von früher.

Und richtig, der 18 ender vom vorigen Jahre ist es, auf den ich dreimal angeschlagen hatte, doch mich nicht entschliessen konnte, diese Prachtgestalt dem Leibgehege zu entreissen.

Meine Augen bohren sich in die durch Sturz ihrer Muscheln beraubten Okulare. Ich kann unmöglich die Enden zählen. Da helfen mir die Tiere. Unentwegt sichernd schreiten sie, den Rückwechsel haltend, dem Hochwalde zu,

indes der Kapitale sich gänzlich auf deren Vorsicht verlassend, ab und zu röhrend nachfolgt. Auf kaum 150 Meter habe ich nun Musse sein prächtiges, mit einer Schaufelkrone geschmücktes Geweih zu bewundern. 8 Enden rechts, 7 links zähle ich zu wiederholten Malen. Also zurückgesetzt, doch in Auslage, Stärke und Aufbau gleich dem vorjährigen Hauptschmucke.

Ruhig geht der Stutzen in Anschlag. Das Perlkorn leuchtet tief im Blatt. Langsam folgt es eine Weile dem breiten Vorschlag des Gewaltigen, dann aber heisst es, die alterprobte Büchse absetzen, zu schultern. Er ist zu stark, ruft mir eine Stimme zu. Ich lasse ihn ruhig vorbeiziehen und setzte den Marsch erst fort, bis die letzten blendend weissen Enden im Laubgewirr des Hochbestandes untertauchen.

Noch tönt von nah und fern manch grollender Schrei an mein Ohr, bis ich die Wasserscheide erreiche, um dort von neuem mit einem überaus lebhaften Orgelkonzert begrüsst zu werden.

Vier Brunfthirsche röhren um die Wette, dass der Wald fast zu erbeben droht. Einen sehe ich eben südwestlich die Lehne ersteigen, indes der zweite öfters verhoffend, entlang eines Kahlschlages der Dickung zustrebt.

Unaufhaltsam geht mein Marsch weiter. Ich will noch das neuerbaute Jagdhaus und die vier neuaufgestellten Hochstände besichtigen und dann erst soll mein Stutzen sein entscheidendes Wort sprechen.

Als ich, nach vierstündigem Marsche und nach Besichtigung zweier Hochstände, etwa 9 Uhr morgens den dritten erreichte und auch bestieg, blockte eben ein noch unausgefärbter Steinadler mit ganz weissem, am Ende dunkelbraun gebändertem Stosse, auf einem hochaufragenden Fichtendürrling auf. Er schien eine Schlange oder sonst ein Reptil auf der kahlen Brandfläche verzehrt zu haben. Eine Weile betrachtete ich noch den prächtigen Vogel, bis mich der Ruf eines Hirsches aus dem dürren Gestänge, in unmittelbarer Nähe von mir, davon ablenkte.

Auf den Ruf meiner Muschel wechselt er auch schief an mir vorüber, um gleich darauf in einem Jungfichten-

bestande zu verschwinden. Nichts von Bedeutung. Ein junger Hirsch mit schlechtem 12 er Geweih.

Dem prächtigen Morgen folgte ein sonnig-warmer Tag und, nachdem ich den mich begleitenden Mann nach meinem Gepäck zu dem am Morgen verlassenen Jagdhause gesendet hatte, gab ich mich ganz der Bewunderung der mich umgebenden Bergwelt hin.

Die goldene Sonne schien nach langen, kalten Regenschauern endlich wieder wohltuend warm auf diese nasse Erde hernieder, so warm, dass ich bald diesem Zauber erlag und einschlummerte. Es war gerade Mittag als ich erwachte. Ein unentwegt dumpfes Murren hatte mich geweckt. Es waren entfernt gröhlende Hirsche bei Hochstand Nr. 4, und da ich mir diesen ohnehin ansehen musste, so beschloss ich, auch diesen zu besteigen und dort Ausschau zu halten. Er stand auf einem kahlgebrannten Bergrücken, am Rande einer Fichtenschonung, von wo man auf Kilometerweite einen herrlichen Ausblick hatte. Hier war einem hohen Jagdgaste, Se. Majestät dem Erbprinz Hohenlohe, im Vorjahre ein ganz interessantes Abenteuer zugestossen, welches ich hier, seiner Originalität wegen, kurz zu schildern nicht unterlassen kann.

Wir hatten gelegentlich einer Abendpirsche dort zwei sehr starke Hirsche austreten gesehen. Im Glauben, sie auch am Morgen dort wieder zu finden, schlichen wir bei werdendem Büchsenlichte den kahlen, von zahlreichen verkohlten und verdorrten Baumleichen besäten Bergrücken, von den Szeklern „Pavadomb", Pfauenberg genannt, bergan.

Wir kletterten eben über einige Fichtendürrlinge, als auf kaum 100 Meter vor uns sich graue Körper in Bewegung setzten. Leider hatten uns die scharfen Lichter einer Wölfin, die vier Junge führte und dort Vorpass gehalten hatte, auch schon bemerkt und ging flüchtig dem nahen Waldrande zu ab. Da seine Durchlaucht in dem Astgewirre nicht gleich Fuss fassen konnte, so war dies Raubgelichter unbeschossen entkommen.

Glücklicherweise hatte die alte Wölfin bei ihrer tollen Flucht die Jungen verloren, so dass diese bald darauf ein

klägliches Geheul anstimmten. Rasch heulte ich, den Ruf einer alten Fähe imitierend, mit, so dass nach kaum 10 Minuten die vier Wolfssprösslinge, wie folgsame Vorstehhunde, herantrollten und der junge Erbprinz mit einer guten Kugel einen umlegen konnte um noch einen zweiten in der Flucht durch eine weitere Kugel, infolge der vielen Dürrlinge, leider nur anzukratzen.

Kurz, auf der gleichen Anhöhe, die im Vorjahre die pfiffige Wolfsmama als Auslug benützt hatte, war von mir ein Hochstand aufgestellt worden, der auf viele Kilometer Weite die herrlichste Aussicht auf das umliegende Gelände gewährte. Im Nordwest schloss sich ein dichter Fichtenjungwald an, indes bis an den Schutzwald des Mezőhavas eine mächtige, von verkohlten Stämmen und wirr durcheinander liegenden Baumleichen besäte Brandfläche lag, die zeitweise, wo Quellen zutage traten, grünen Graswuchs aufwiesen, die wie Oasen aus den grauen, kahlgebrannten Berghängen dem Beschauer entgegenleuchteten.

Diesen also unter dem Pavadomb gelegenen, in meiner Abwesenheit aufgestellten Hochstand wollte ich nun besichtigen und dabei gleich dort die Abenddämmerung und damit die Ankunft meines etwa 6 Uhr abends im Jagdhause eintreffenden Personals abwarten.

Vorsichtig pirschte ich nun auf den Waldpfaden und über die Brandfläche dem Hochstande zu. Dumpfes Grollen, wie fernes Gewitter, drang am Wege dahin an mein Ohr, indes mehrere Hirsche um mich her zeitweise ihren Brunftschrei ertönen liessen.

Es war gerade ½1 Uhr mittags, als ich die Leiter auf dem Hochstande betrat und damit auch Einsicht in das südlich gelegene Tal bekam. Ich hatte dabei gerade die letzte Sprosse der Leiter erstiegen, als knapp unter mir in dem nun freie Übersicht gewährenden Tale eine derartige Brunftstimme in unmittelbarer Nähe ertönte, dass mir ordentlich die Knie weich wurden und ich mehr in den Hochstand hineinflog, als einstieg. Himmel, war das eine unerwartete Überraschung! Jetzt schrien 2, ja 3, nein 4 Hirsche auf freiem Gelände knapp vor und unter mir. Ein gewaltiges

Konzert, welches bei der Überriegelung des Brunftplatzes mir wie dumpfes Donnergrollen aus weiter Ferne vorgekommen war.

Mit verhaltenem Atem luge ich durch die Schiessscharte hinaus und geniesse ein Schauspiel, das ich wohl kaum so interessant und spannend jemals erwartet hatte.

Auf 150 Meter unter mir auf einem grünen Rasenplatze äsen drei Tiere, unentwegt von einem, noch in rötlich schimmernden Sommerkleide ziemlich stark abgebrunfteten kapitalen 14 ender umkreist. Ruhelos schiesst er einmal da- und einmal dorthin, dabei oft den Boden stampfend.

Auf 100 Meter von ihm dröhnt es noch gewaltiger. Inmitten einiger noch stehender Dürrlinge äsen und ruhen noch 5 Tiere, scharf von einem noch stärkeren Kapitalhirsch bewacht. Ein weitgeschwungenes, mächtiges Geweih mit schaufelförmiger Krone und fingerartig gestellten langen Enden krönt sein Haupt. Ich kann seine Sprossen nicht zählen, das fahlgraue, ihn umgebende Astgewirre und die ständige Unruhe vereiteln dies.

Etwas höher davon auf den gegenüberliegenden Lehnen orgelt ein dritter Hirsch. Ich sehe nur ein vielendiges, breitausgelegtes Geweih und drei Tiere, die unruhig, stets eifersüchtig umkreist, hin- und herwechseln.

Jetzt, als noch eine vierte Stimme mich fast umbläst, merke ich einen sehr guten 12 ender auf kaum 50 Gänge unterhalb des Hochstandes in einem niederen, aber dichten Fichtenhorste stehend, der ohne Tiere die drei anderen glücklicheren Rivalen anschreit.

Behutsam, um ja nicht dieses interessante Brunftgeschrei zu stören, richte ich mir einen Sitz auf meiner Warte zurecht, ergreife das Fernglas und gebe mich vollständig der Beobachtung des mich umgebenden Schauspiels hin. So bequem, so nahe und dabei so übersichtlich hatte ich noch niemals einen Brunftreigen so starker Hirsche vor mir.

Meinem Trieder waren bei dem Sturz und darauffolgenden Geweihschlag des hart neben mir verendeten Hirsches, den Seine Majestät vor einigen Tagen gestreckt hatte, beide Muscheln am Okulare abgeschlagen worden und so konnte

ich nur schwer die stets wechselnden Bilder fassen, was allerdings bei der Nähe mit freiem Auge sich auch ganz gut beobachten liess.

Der 14 ender unter mir schien schon stark hergenommen zu sein. Er tat sich nieder oder suhlte sich, so lange seine Tiere ruhig ästen und ruhten. Trat aber eines bei Seite oder schritt in der Richtung dem nahen Kapitalhirsch zu, da sprang er auf und schnitt ihm den Weg ab. Gleiches tat der Hirsch auf der gegenüberliegenden Berglehne, indes der mächtige Kronenhirsch dazwischen unruhig und unentwegt schreiend einmal hinauf und einmal hinunter sprengte, stets bereit, den einen oder den anderen der nahen Rivalen zu forkeln.

Je mehr sich die Sonne dem westlichen Horizonte näherte, desto lebhafter wurde das mich umgebende Treiben. Zu den vier Hirschen auf freiem Plane gesellte sich noch ein fünfter am oberen Rande der Brandflächen, indes ein schwacher achter Hirsch äsend aus der nahen Fichtendickung hart beim Hochstande vorbei ins Freie wechselte, ohne sich um seine streitenden Artsgenossen weiter zu kümmern.

Es war mittlerweile 4 Uhr 30 Min. geworden. Der mich umgebende Brunftreigen begann immer spannender und lebhafter zu werden. Die Untreue der Weiblichkeit brachte bewegtes Leben in die ohnehin friedlose Gesellschaft. Die drei Tiere des nahen 14 enders schienen ihres Zwingherrn überdrüssig und desertierten eines nach dem andern ins feindliche Lager. Der 14 ender ihnen nach, der Kapitale mit der handförmigen Krone ihm entgegen. Ich war schon auf einen unerbittlichen Kampf gespannt. Es senken sich beide Geweihe gegeneinander. Doch es war nur ein ritterlicher Gruss der beiden Kämpen; sie schienen gleich stark, sich gegenseitig zu fürchten.

Dies hatte sich mehrfach wiederholt, bis schliesslich alle drei Tiere dem 14 ender entwischt und sich den fünf Tieren des Kapitalen angeschlossen hatten, so dass der 14 ender über diesen schnöden Verrat sichtlich gekränkt, abzog und langsam dem fernen Schutzwalde, dabei unentwegt röhrend, zu-

wechselte. Ich hatte keine Zeit, ihm weiter nachzusehen, denn es begann vor mir eine andere spannende Szene. Der Kapitale hatte die nunmehr vereinigten acht Tiere der vom 14 ender verlassenen Talsohle nähergetrieben und war dadurch dem nächst des Hochstandes stehenden 12 ender näher gekommen. Letzterer wechselt nun in ruhigem Schritte aus dem schützenden Fichtenhorst und schreitet dem Kapitalen gemessen entgegen. Letzterer brüllt, dass der Wald erzittert, indes der 12 ender lautlos auf ihn zuschreitet.

Gespannt bis zum äussersten folge ich beiden, neugierig, was sich da wohl daraus entspinnen würde. Der 12 ender überfällt den Graben, schreitet schief die andere Lehne hinan, indes der Kronenhirsch den Hang herabsetzt.

Jetzt wendet, wie elektrisiert, der 12 er, senkt das Geweih und beide Hirsche rennen aufeinander los, dass die Geweihe krachend ineinander fahren. Ein Zerren, Schieben, dass es nur so dampft, dann fliegt aber der 12 er über eine Fichtenleiche, um sich zweimal überschlagend, die Lehne hinabzukollern, dass das Astwerk, weithin hörbar, zersplittert. Der Platzhirsch brüllt ihm noch triumphierend einen tiefen Brustton nach, indes der 12 er mit krummem Rücken zu Tale zieht, um sich dort im kühlen Bade vom heissen Kampfe zu erquicken. Über 15 Minuten ruht er dort im kalten Riesel, dann zieht er langsam zurück, meinem Hochstande zu. Ruhig, öfters verhoffend nähert er sich dem Jungfichtenbestande. Sein hohes, weitausgelegtes Geweih hebt sich gut gegen den grünen Tannenhorst ab. Mein Korn senkt sich ins Blatt und als er breit an mir auf 80 Gänge vorbei in den Bestand einziehen will, krümmt sich mein Finger, damit er mit Kreuzschuss zusammenbreche. Ich drücke. Drücke fester, der Schuss will sich nicht lösen, der Hirsch zieht ein und entschwindet meinen Blicken.

Zum Teufel, was war denn das. Ein Blick streifte den treuen Stutzen. Jetzt wusste ich es, „Hirschfieber". Ich hatte, durch die mich umgebenden fesselnden Bilder gänzlich befangen, vollkommen auf das Spannen meiner Büchse vergessen.

Ich hatte aber dennoch nichts zu bereuen, 8 Hirsche standen nun auf freiem Plane und der Kapitale hatte mittlerweile auch dem höher stehenden Hirsche die drei Tiere abgejagt, so dass er nun mit 11 Stück Kahlwild auf der gleichen Stelle bei der Suhle stand, wo vor einer halben Stunde der steilgestellte 14ender seine drei Schönen so eifersüchtig bewacht hatte.

Jetzt hatte ich Musse, mir diesen gewaltigen Recken zu besehen. Die linke Stange trug 6 Kronenenden, die andere war der ewigen Unruhe des Platzhirsches wegen nicht zu zählen. Er befand sich aber auch in einer sehr schwierigen Situation. Während er in tiefem Basse, stets wütend Hals gab, sich einmal da- und einmal dorthin wendend dem nahen Rivalen entgegenstürmte, gab es Zank und Hader bei der von ihm versammelten Weiblichkeit, wobei insbesondere zwei Alttiere mehrfach hart aneinander gerieten. Sich hoch auf die Hinterläufe stellend, schlugen sie heftig mit den Vorderläufen aufeinander los. Eine Kampfart, die ich bis dahin bei unserem Rotwild noch nicht beobachtet hatte.

Das leuchtende Taggestirn hatte sich mittlerweile bedenklich dem Ende seiner Tagesbahn zugeneigt und vergoldete mit glutrotem Hauch diese herrliche Bergwelt. Es war Zeit zum Handeln, wollte ich doch schon am folgenden Tage den Abstieg antreten.

Mein Trieder fasst nochmals den nahen Platzhirsch. Ich zähle und zähle, immer 9 Enden auf der linken Stange, rechts mehr, wieviel ist es unmöglich zu ergründen. Ein Kapitalhirsch. Die Versuchung ist fürchterlich. Doch nein, nein, nein, er ist zu stark, sagt mir eine innere Stimme, und resigniert wende ich mich nach der anderen Seite des Hochstandes, wo nahe daran eine gute Stimme hart am Waldrande sich vernehmen lässt. Es ist mein schönstes Brunfterlebnis, das mich umgibt. 8 Hirsche auf freiem Plane gleichzeitig um mich her, indes noch 17 verschiedene Stimmen der sinkenden Sonne einen Abschiedsgruss zuorgeln. Da trollt in der letzten Glut des scheidenden Tages ein Rothirsch aus dem Bestand. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne übertünchen ihn mit blutigem Hauch. Die Enden leuchten

rosa von dem gradgestellten Geweih. Da rollt mit mehrfachem Echo mein Schuss durch die Berge, eine gewaltige Flucht ist Beweis, dass die Kugel den richtigen Fleck getroffen, und mein Hirsch verschwindet zu Tode getroffen im mystischen Dunkel des nahen Bestandes.

Die Abenddämmerung bricht ein. Dunkle Schleier senken sich über die vor kurzem so goldrot umhauchte Bergwelt. Ich verlasse den Hochstand und schreite, überwältigt von der

Eine gewaltige Flucht ist Beweis, dass die Kugel den richtigen Fleck getroffen.

mich umgebenden herrlichen Szenerie und im Banne der wechselnder Bilder im heissen Kampfe um Liebe und Macht, dem fernen Jagdhause zu. Ursprünglich durch den scharfen Büchsenknall vergrämt, verschweigen die 17 Stimmen, bis schliesslich mit den tiefen Schatten der einbrechenden Nacht die Orgeltöne der brünftigen Hirsche mir bis ans ferne Jagdhaus heran, wie über meinen Schuss erzürnt, ihr grollendes Geleite geben.

Ein ganz merkwürdiger Kontrast gegen das Vorjahr. Diesmal überall reges Leben und heisser Kampf um der süssen

Minne Sold. Im Vorjahr aber trotz gleicher Zahl an Rotwild, kein Schrei, kein Brunftlaut und kein Heil.

Isegrim war es, die tückische Waldhyäne, die damals heimlich durch den Tannenwald schlich, gierig und nimmersatt dem Rotwild folgend, so dass dort ein jedes Stück vor diesem anhänglichsten und dabei erbittertsten Feinde sich stumm in die dichtesten Waldbestände verkroch.

So sieht siebenbürgisches Weidwerk aus.

Verführerisch ermunternd lächelt heute Diana dem einen gnädig zu und streut ihm in wenig Stunden reiches Heil aus ihrem Füllhorne in den Schoss, indes sie anderen kalt den Rücken kehrt.

Da nützt selbst im besten Gehege keine Mühe und Plage. Diana zürnt und da gibt es oft wochenlang kein Weidmannsheil. Sei es nun hoch oben bei der flinken Alpengazelle, auf scharfem, zackigem Felsgestein, sei es tief unten im düsteren Tann beim orgelnden Hirsch oder dem zottigen Braun, dem König im transylvanischen Urwaldbestande. Es ist alles umsonst, Diana zürnt, denn launisch, wie jedes Weib, weiss sie selber nicht warum.

Ich glaube kaum, dass sich in Europa vorläufig ein kräftigerer und stärkerer Rotwildstand befindet, als in diesem jetzt königlich rumänischen Leibgehege.

Massig im Wildbret und im Durchschnitt einzigartig in seiner Geweihbildung. Möge die Marmaros und manches rationell und wissenschaftlich gut gehegtes Aurevier und mancher Wildpark bessere und kapitalere Einzelgeweihe produzieren, im Durchschnitt bleibt aber der Staatsforst Görgény-Szent-Imre, jetzt Gurghiu, und alles, was dies- und jenseits der Maros liegt, meiner Ansicht nach unübertroffen.

Geweihe, die an Gewicht, Auslage und Höhe dem Wapiti alle Ehre machen würden, wechseln mit Schaufelgehörnen, die selbst der norwegische Elch vertragen könnte.

Die Auslage erscheint basiert auf die mir bekannten Daten aus dem ungarischen Jagdschlosse der Wiener Jagdausstellung nach, wo wohl das Beste von weit und breit zusammenkam, im Durchschnitt unübertroffen.

So schoss Seine Majestät König Ferdinand von Rumänien am ersten Abend seines Eintreffens in diesem Leibgehege am 22. September 1922 einen 16 ender, der 161 Zentimeter Auslage mass, indes ein von Wölfen dort gerissener 22 ender mit einer noch viel weiteren Auslage paradierte. Es ist interessant, wie in allen Trophäensammlungen, wo Hirsche verschiedener Gebiete zu sehen sind, die Görgényer Hirsche und jene der Umgebung durch ihre mächtige, weitgeschwungene Auslage, aber auch meist durch das charakteristische Fehlen der Eissprossen sofort dem Beschauer auffallen.

Insolange daher richtige Hege das Geschlechtsverhältnis auf gleicher Höhe 1 zu 1 belässt, wie dies derzeit der Fall ist, und insolange ausgedehnte Brandflächen, weitausgedehnte Schläge und ihre zahlreichen Weichhölzer mit düsteren wildverworrenen Urwaldbeständen abwechseln, und insolange Bär, Luchs und hauptsächlich der Wolf in massvollen Zahlen alles ausscheiden, was verhältnismässig schwaches Zeug ist, insolange ist keinesfalls zu befürchten, dass diese unbestritten dominierende Stellung der Görgényer, Kelemenhavaser und Marostaler Hirsche von einem anderen Rotwildschlage im Durchschnitte übertroffen wird.

Ich kenne ziemlich alle mitteleuropäischen Hirschreviere oder habe aus der einschlägigen Literatur oder den Ausstellungen mir manchen Einblick über Stärke, Masse und Gewicht verschafft, und glaube daher kaum, dass ich in meiner Ansicht diesbezüglich durch ein anderes Urteil schwankend gemacht werden kann.

Ehe ich aber die Schilderung des Wildbestandes Görgénys in dieser Monographie schliesse, kann ich es nicht unterlassen, der Vollständigkeit wegen, hier eines Wildes zu gedenken, welches auch einst die wildzerklüfteten Berge und die undurchdringlichen Urwaldbestände der Görgény und Gyergyó bewohnt hatte.

Es war dies der Wisent, „Bison europeus“, fälschlich auch Auerochs genannt.

In einigen der mir bekannten Schriften über dieses Gebiet wird auf das einstige Vorkommen des Wisents in Siebenbürgen, insbesondere in den ausgedehnten Wäldern des Rodnaer, Gyergyóer und Görgényer Gebirges erwähnt. Ein Problem, das unter den vielen diesbezüglichen Hypothesen und Nachlässen wohl durch den bekannten Schriftsteller und Forscher Dr. Adalbert Szalay, Hermannstadt (Sibiu), am besten in seiner Broschüre „Der letzte Wisent Siebenbürgens" gelöst worden zu sein scheint. Er schreibt am Schlusse seines Werkchens als Resümee aller seiner Forschungen und Quellenstudien folgendes:

„Der letzte wildlebende Wisent wurde in Siebenbürgen gegen 1790 am Südhange des Kelemengebirges im Nordosten des Landes durch die Kugel eines Widdiebes vernichtet.

In Siebenbürgen fand man in 10 Komitaten Reste des Diluvialwisents (Bison priscus), nur in folgenden 5 Komitaten: Kronstadt, Fogarasch, Kleinkokeln, Bistritz und Szolnok-Doboka, sind solche noch unbekannt, doch bin ich dessen sicher, dass sich solche Reste gewiss auch dort später finden werden.

Der grosse Jäger und Forscher Alexander Ujfalvi, der den nordöstlichen Teil Siebenbürgens oft bereiste, teilt, sich auf ‚Petrus Apor' berufend, unter anderem mit, dass die ungarischen Magnaten vor 2—300 Jahren ihre Feldbetten, Zelte und Sofa mit Wisentfellen bedeckt hatten.

Viele leugneten die frühere Existenz des Wisents in Nordsiebenbürgen, in hstorischen Zeiten. Als Beweise, dass er wirklich hier und in Ungarn lebte, kann ich kurz folgendes anführen:

1. Die vielen von ihm benannten Ortsnamen, wie Belényes, Belyen-Bérce (ungarisch); Peatra Zimbrului, Zimbroaia, Zimbra mică etc. (rumänisch).
2. Die Urkundendaten aus dem 11. bis 13. Jahrhundert, nach welchen eine ganze Garde königlich-ungarischer Wisentjäger mit ihrem Komes und mit ihren Offizieren verschiedener Rangklassen existierte.
3. Die Zeugenschaft alter Schriftsteller, wie:
   Albert Magnus (13. Jahrhundert);
   Banfini (15. Jahrhundert);
   Ortelius (1570).
4. Die authentische Kunde vom Wisentgehege des Graner Kardinals Thomas Bakocs, von wo im Jahre 1518 ein italienischer Gast, Frederico Gonzaga, die Zeichnung eines Wisents mit seiner Beschreibung nach Mantua abschickte.

5. Sensationell ist die Geschichte eines entflohenen Wisents aus dem Graner Wisentgarten, den König Ferdinand I. im Dezember 1527 bis zu Mitternacht im Dickicht verfolgte.
6. Auch Graf Andreas Báthory, 1551, und Baron Zay, 1568, hatten in Oberungarn Wisente in Tiergärten, die sie nur aus Nordsiebenbürgen erhalten konnten.
7. Die vom Grafen Königsegg, 1729, aus Siebenbürgen nach Wien exportierten Wisente wurden dort abgebildet.
8. Die in meiner Arbeit ‚Der letzte Wisent in Siebenbürgen' geschilderten Daten des Wisentexportes aus Siebenbürgen.
9. Ich erwähne schliesslich, dass wir auch einen aus dem Banat stammenden mittelalterlichen Skelettfund des Wisents im Budapester Museum besitzen."

Soweit die Urkundenbeweise Dr. A. Szalays, der sich speziell ein Viertel Menschenalter mit dieser Frage befasst hat.

Merkwürdig erscheint mir ad personam der Umstand, dass ich auf all meinen vielen Reisen und Wanderungen kreuz und quer durch Siebenbürgen, die Moldau und Bukowina nirgends das Glück hatte, auf Reste oder Verkieselungen des Wisents (Bison europaeus) zu stossen. Alle Museen, die ich diesbezüglich durchstöberte, konnten mir keinen fasslichen Beweis für sein Vorkommen erbringen. Riesenhirsch, Urhirsch, Löwe, Höhlenbär, Diluvialwisent (Bison priscus), Auerochs (Bos primigenius), Mammut, ja selbst das Nashorn etc. sind durch zahllose Restfunde bestätigt. Vom historischen Wisent (Bison europaeus) sah ich nichts: nicht einen Knochen, nicht ein Horn. Wenn der Wisent wohl im Lande in historischer Zeit gelebt hat, dann müsste denn doch etwas von ihm, ausser der Berg-, Wald- und Ortsnamen, zu finden gewesen sein. Man hätte doch gewiss die Hörner von ihm entweder zu Köchern für Bolzen und Pfeile, zu Jagd- und Pulverhörnern, Salzbehältern und Trinkbechern verarbeitet, wie dies ja in zahllosen Arbeiten bis in die Pfahlbauzeit vom Hirschhorn reichlich der Fall ist.

Jenes Wisenthorn aber, von welchem Ujfalvi erzählt und welches angeblich in den Borgoer Gebirgen gefunden wurde, hat sich später als Antilopenhorn entpuppt.

Dass aber in Siebenbürgen der Wisent doch bekannt gewesen sein muss, beweist uns, abgesehen von allen hier weiter

noch angeführten authentisch-historischen Daten, noch unter anderem ein siebenbürgisch-sächsiches Lied, welches dem Sammelwerke des Professors am evangelischen Gymnasium Johann Schuller entstammt, der im Jahre 1840 ein Büchlein mit dem Titel „Gedichte in siebenbürgisch-sächsischer Mundart" herausgegeben hatte. Die hier angeführte Strophe entstammt dem Gedichte „Die sächsische Bürgermiliz in Paris" und ist einem Fragmente des im Jahre 1809 erschienenen satirischen Gedichte entnommen.

Die Strophe lautet wie folgt:

„Hoor ze Barooken, Laisemihl
Zem Kampest, Aerbes, Würste, Kihl
Schnappmadden än dem Kees,
Auriusseflieseh ä Soos mät Krien
Platschinta wä de Millestien,
Halöppe wä de Kobern."

Wir entnehmen aus diesem Gedichtchen, dass, abgesehen von den hier angeführten sächsisch-nationalen Gerichten, das Auerochsenfleisch mit einer Krensauce jedenfalls auch zu den lukullischen Genüssen jener Zeit gehört haben musste.

Über den Wisent des Gyergyóer und Görgényer, sowie Csiker Gebirges schreibt, auch ohne Angabe der Quellen, im Satellit des „Siebenbürgischen Wochenblattes", Kronstadt 1841, Nummer 91, am 12. November auf Seite 369 noch Graf Kemény unter anderem folgendes:

„Am 12. November 1572 langen in Wien aus Siebenbürgen fünf herrlich schöne Auerochsen (Wisente), neun prachtvolle Pferde und zwei Elentiere an, welche der damalige Woiwode von Siebenbürgen, Stefan Báthory, dem neugekrönten König von Ungarn, Rudolf II., verehrt hatte.

Noch lange nach dieser Zeit wurden von den Woiwoden von Siebenbürgen in der Gyergyó öffentliche Jagden auf Auerochsen angestellt, und bis zum Schlusse des vorigen Jahrhunderts will man diese wilden Tiere in den Csiker Wäldern gesehen haben."

So viel nun über den Wisent Siebenbürgens im allgemeinen und speziell jenes der Gyergyó und des damit im engen Zusammenhange stehenden Görgényer Gebirges.

Was die beiden angeführten Elentiere aber anbelangt, so können diese schon ihrer Körperbeschaffenheit wegen keinesfalls diesen Bergen, und überhaupt Siebenbürgen, angehört haben, da der Elch hauptsächlich ein Bewohner der Hochmoore und versumpften Wälder ist; keinesfalls aber enggeschlossener, dichter Waldgebiete im zerklüfteten Berglande.

Es scheint sich daher hier um in Russland, Litauen, Polen oder in den angrenzenden Gebieten gefangene Elentiere zu handeln, da Stefan Báthory auch König von Polen war.

Weil ich aber schon beim Zitieren alter Schriften bin, so kann ich es an dieser Stelle nicht unterlassen, eines Befehls zu gedenken, der am 17. Juni 1724 seitens des damaligen kommandierenden Generals von Siebenbürgen, Graf Königsegg, bezüglich der Jagd an die ihm unterstellten Offiziere erlassen wurde. Der Befehl lautet wie folgt:

„Das Jagen wurde den gemeinen Leuten, wie schon früher, neuerdings verboten. Den Herrn Offizieren wurde es hingegen zu ihrer Erlustigung und nicht, dass man sich ganz darauf verläge, gestattet. Falls daher ein Offizier sich zu ergötzen, Jagen gehet oder seine Leut Hiezu hinaussendet, so hat er von den Bewohnern weder für sich, seine Leut, Pferd und Hund etwas zu beanspruchen. Wenn der Offizier einen Wagen benötigt, so ist der Bauer zu entlohnen. Dafür wurde dem, Herrenlosen Gesindel' das Jagen verboten, wenn die selben hiebei betreten und angehalten, sei das Gewehr abgenommen."

Einer weiteren Urkunde, und zwar dem „Siebenbürger Bothe", Nummer 24, ex 1858, entnehme ich nachfolgende Abschussdaten für Bär und Wolf, die zwar nicht zum Kapitel Görgény - Szent - Imre gehören, aber immerhin so interessant sind, dass ihrer hier erwähnt werden kann, um damit den damaligen Reichtum an Raubwild, speziell der Bären und Wölfe, zu dokumentieren.

Es wurden darnach erlegt im Jahre 1857:

in Hermannstadt	9	Bären,	129	Wölfe
„ Kronstadt	39	„	103	„
„ Maros Vasarhely	1	„	47	„
Übertrag	49	Bären,	299	Wölfe

Vortrag	49	Bären,	299	Wölfe
In Udvarhely	61	„	66	„
„ Bistritz	39	„	86	„
„ Dees	9	„	79	„
„ Silágy-Somlyó	—	„	74	„
„ Klausenburg	—	„	86	„
„ Karlsburg	1	„	58	„
„ Broos	31	„	214	„
In Summa	190	Bären,	982	Wölfe

Im vorhergehenden Jahre 1856 wurden ebenfalls im ganzen 101 Bär und 990 Wölfe zur Strecke gebracht; Zahlen, die uns heutzutage als ganz unglaublich erscheinen.

Dass aber der Wisent denn doch in Siebenbürgen vorkam und trotz fehlender historischer Reste auch in unserem Waldlande, daher auch in dem Görgényer und Gyergyóer Gebirge, vorgekommen sein muss, beweist uns ein in den Revieren der Steg., Staatseisenbahngesellschaft Reschitza-Anina gemachter Fund, über welchen Dr. Carl Jickeli, Hermannstadt, im Jahrbuch der „Gesellschaft zur Erhaltung des Wisents“ unter dem Titel „Die prähistorischen und historischen Wisentvorkommen in Siebenbürgen“ ausführlich und sehr interessant berichtet.

Dr. Carl Jickeli schreibt darüber wie folgt:

„Der Boden Siebenbürgens ist relativ reich an fossilen Wisentfunden. Es würden ihrer wohl noch viel mehr sein, wenn nicht durch Unkenntnis der Finder vieles falsch behandelt und zerstört oder ganz unbeachtet bliebe. Diesem gegenüber sind die Reste aus prähistorischer und historischer Zeit so spärlich, dass man an dem siebenbürgischen rezenten Wisent fast zweifeln könnte, wäre er uns historisch nicht so vielfach und einwandfrei bezeugt. Dass er im Diluvium so häufig war, im Gegensatz zum Bos primigenius, darf uns bei dem Charakter des Landes nicht wundern, welches ein ausgesprochenes Waldland war und auch heute noch ist, in der Mitte hügelig, und an seinen Rändern von einem Kranze hoher Gebirge eingeschlossen, aber ohne grössere Tiefebenen und ohne Steppe. Wir besitzen aus diesem Lande einen einzigen sicheren, wissenschaftlich bearbeiteten Fund des rezenten Wisentes, was auf den ersten Blick sehr verwunderlich erscheinen könnte, aber sich vielleicht, wie ich später zu zeigen versuchen werde, aus der Natur des Landes und seiner Geschichte zwanglos ergibt.

Zunächst möchte ich unseren sicheren Fund kurz beschreiben, um den nicht wenigen Zweiflern an der Existenz des Wisents in unserer Heimat ihre Bedenken zu nehmen. Der Fund wurde im Jahre 1912, also kurz vor dem Kriege gemacht und in ungarischer Sprache beschrieben, so dass er wahrscheinlich den meisten unbekannt geblieben ist. Er befindet sich vermutlich in Budapest Die näheren Umstände sind folgende: Südlich von Anina bei Reschitza am westlichen Rande Siebenbürgens, in einer Höhle im Walde Pauleaska, stiessen schatzsuchende Zigeuner auf eine Höhle, in die sie hineinstiegen und wo sie nebst vielen anderen Knochenresten auch ein mächtiges Hirschgeweih fanden, das sie herausbrachten und der Verwaltung der Domänen Reschitza-Anina ablieferten. Diese veranlasste die wissenschaftliche Erforschung, die Herr Dr. Kormos durchführte, der dabei folgendes feststellte: Die genannte Höhle, deren 2·5 Meter breiter und 5 Meter hoher Eingang zum Teil von Birkengestrüpp verdeckt war, führte zunächst unter einem Winkel von 50—60° ungefähr 30 Meter in die Tiefe, um sich dann hier zu einer Halle von zirka 25—100 Metern bei einer Höhe von 20 Metern zu erweitern. Diese Halle hatte mehrere kleinere stumpfe Ausläufer. Den tiefsten Punkt der Halle bedeckte ein kleiner See, in dem sich das von der Decke herabtropfende Wasser ansammelt, welches im übrigen zahllose Tropfsteinformationen bildet und die vielen, den Boden bedeckenden Knochenreste mit Kalksinter überzieht. Während menschliche Reste überhaupt fehlten, fanden sich zunächst massenhaft verkalkte Reste von Fröschen (Rana fusca), von verschiedenen, die Höhle auch jetzt bewohnenden Fledermausarten, ferner das schon erwähnte, übrigens ziemlich neue Hirschgeweih, dann aber der Schädel und das vollständige Skelett eines jungen Bären. Dieses, von einer 3—5 Millimeter hohen Tropfsteinschicht überzogen, war besonders interessant, weil es eine Fraktur des einen Oberschenkels aufwies und ferner, indem sich unter den Brustwirbeln eine schön erhaltene, auf einer Seite ebenfalls mit Sinter überzogene eiserne Pfeilspitze vorfand, die auf Grund von Vergleichen im Budapester Nationalmuseum in das 12.—13. Jahrhundert zurückdatiert werden kann. Der Autor nimmt an, dass der durch den Pfeil verwundete Bär auf der Flucht in die steile Höhle fiel, vielleicht bei dieser Gelegenheit das Bein brach, und nun nicht mehr im stande war, sich aus seiner Lage zu befreien.

Ferner fand sich in derselben Höhle ein vollständig erhaltenes Skelett von Bison bonasus L., welches von einer ungefähr doppelt so dicken Tropfsteinschicht überzogen war wie das Bärenskelett, und dessen Alter also ungefähr auf das doppelte geschätzt werden kann. Dieses Skelett wies die Eigentümlichkeit auf, dass am Schädel beide Hornzapfen dicht an ihrer Basis abge-

trennt worden waren. Offenbar hatte also der Jäger oder der Finder des in der Höhle verendeten Wisentes, der möglicherweise durch Zufall in diese Höhle geriet und sich nicht mehr befreien konnte, nur die Hörner als Trophäe mitgenommen, vielleicht weil das Wildbret in ungeniessbarem Zustande oder schon ganz verwest war. Ist das Alter des Bärenskelettes auf Grund der Pfeilspitze mit 600 Jahren annähernd richtig bestimmt, so können wir das Alter des Wisentes ungefähr mit 1200 Jahren annehmen, so dass unser Tier also ungefähr um das Jahr 700 n. Chr. gelebt haben dürfte, für welche Zeit die Existenz des Siebenbürgischen Wisentes somit bewiesen erscheint. Dass die Art des Hineingelangens des Tieres in die Höhle und sein Verenden dort auf einer richtigen Annahme beruhen dürfte, beweist per analogiam ein weiterer Fund, nämlich das ziemlich frische Skelett eines Rehes, welches noch in der Höhle gefunden wurde, und dessen Hungertod in der Höhle daraus geschlossen werden kann, dass sich am Boden der Höhle kreuz und quer die gut erhaltenen Fährteabdrücke des in der Höhle herumirrenden Tieres fanden, aus der es vergeblich eine Rettung suchte. Dreimal im Laufe der letzten Zeitepoche ist also diese Höhle eine natürliche Falle für grössere Tiere geworden. Infolge ihrer versteckten Lage im Urwald blieb sie den Menschen wohl meist unbekannt, und brachte so die Reste ihrer Opfer in tadellosem Zustande bis auf unsere Tage. Was schliesslich das darin gefundene Hirschgeweih anbelangt, so war dieses künstlich vom Schädel getrennt worden; man kann annehmen, dass Wilderer es hier verborgen haben, um ihre Beute ohne Aufsehen in Sicherheit bringen zu können, und dass es dann irgendwie in Vergessenheit geriet. Sein Alter wird auf 50—60 Jahre geschätzt.

Damit sind die greifbaren Reste des rezenten Wisentes in Siebenbürgen erschöpft, und wo die Steine schweigen, müssen die Menschen sprechen, wir sind auf die Zeugnisse der Zeitgenossen und auf die Tradition angewiesen. Diese hat bekanntlich Dr. Szalay in Hermannstadt in einer ein halbes Leben erfordernden gründlichen wissenschaftlichen Arbeit gesammelt und kritisch aufgearbeitet, wobei alle Quellen geschichtlicher, sprachenvergleichender, Ortsnamen erklärender Forschung herangezogen wurden. Ein Teil dieser Forschungen hat in verschiedenen Abhandlungen seinen Niederschlag gefunden, der weitaus grössere Teil harrt noch seiner Veröffentlichung. Darnach hat es in den Jahren 1772 bis 1777 einen frischen Wisentfund gegeben, nämlich einen Wisentschädel, welchen Fichtel, der seinerzeit berühmte österreichische Mineraloge und Palaeontologe, zu dieser Zeit auf einer seiner Reisen durch Siebenbürgen in der Gegend des Kelemengebirges von Bauern erhielt, der ganz frisch war und den er in einem Werke (Mineralogische Bemerkungen, 1791, S. 157) be-

schreibt. Was aus dem Schädel geworden ist, wissen wir nicht. Andere Angaben über Wisentreste aus Siebenbürgen sind falsch (z. B. Dombrowski, der eine Wisentdecke und Schädel auf der Millenniumsausstellung in Budapest 1896 als siebenbürgische Beutestücke der Familie Teleki beschrieb, während sie in Wirklichkeit ein Geschenk des Zaren waren). Es gibt aber noch einen zweiten Weg, um vielleicht auch heute noch zu einem Skelett des rezenten Siebenbürger Wisentes zu gelangen, des letzten unserer Wisente, und dieser Weg führt nach Wien. Dr. Szalay hat nachgewiesen, dass, nachdem der letzte Wisent in freier Wildbahn in Siebenbürgen um das Jahr 1790 am Fusse des Kelemengebirges gewildert worden war, ein letztes Stück ihn im Tierpark in Schönbrunn überlebte, welches jung eingefangen, vermutlich mit einem Wisenttransport der Grafen Teleki nach Wien kam. Hier stand es im Wiener Hetztheater in der Zeit von 1785 bis 1796 in Tierkämpfen in Verwendung, die verschiedentlich von Reisenden beschrieben worden sind. Im Jahre 1796 brannte dieses Hetztheater ab, und nur ein siebenbürgischer Wildstier, mit Namen Miska, rettete sich, indem er sein Gewahrsam zertrümmerte und ins Freie gelangte. Er liess sich ohne Widerstand einfangen und kam in die Schönbrunner Menagerie, wo er im Jahre 1809 verendete. Zu dieser Zeit stand infolge der Eroberung durch Napoleon Wien und auch Schönbrunn vorübergehend unter französischer Kontrolle. Napoleon beauftragte damit den Chef der französichen Invasionskommission, Marcel de Serres. Dieser beschreibt in seinen Werken genau den Stier (‚nous ne citerons que le boeuf sauvagne de Transylvanie'). Als dieser verendete, und er erst nach dessen Begräbnis Kenntnis von dem Vorfall erhielt, ordnete er die Exhumierung an, und liess die Reste nach Paris schaffen, wo sie nach der Ankunft aufgestellt wurden. (‚Les dépouilles du même individu, que nous avons vu vivant, se trouvent déposées dans les collections du Musée de Paris'). Diese aus Schönbrunn stammenden Reste erwähnt Cuvier in seinen im Jahre 1834 und 1836 erschienenen Arbeiten, so dass die Möglichkeit bestünde, sie auch heute noch ausfindig zu machen. Das hätte besonderes Interesse, da dann vielleicht festgestellt werden könnte, ob der Siebenbürger Wisent dem Bialowieser oder dem Kaukasuswisent näher gestanden hat. Die in der Angelegenheit begonnene Korrespondenz mit dem Direktor des Pariser Museums, Professor Trouessart, fand durch den Krieg eine Unterbrechung, könnte aber vielleicht mit Hilfe unserer Gesellschaft neu begonnen werden.

Zum Schlusse nun eine Antwort auf die Frage, wie es denn kommt, dass in unserer Heimat, die laut zahlreichen Urkunden eine Wisentheimat und eine letzte Zuflucht des frei lebenden Wisentes in Europa war, keine Reliquien dieses imposanten

Wildes zu finden sind. Die Antwort weist auf die Art und Weise hin, wie grössere Tiere in freier Natur zugrunde gehen, und sie weist auf die geschichtlichen Verhältnisse unseres Landes.

Jedes in freier Natur verendete Wild wurde und wird auch heute in unserem bergigen Waldlande in kurzer Zeit eine Beute der aasfressenden Tiere (Bär, Wolf, Fuchs, Aasgeier usw.). Die Skeletteile werden nach allen Richtungen verschleppt, die knöchernen Reste fallen der Verwitterung in sehr kurzer Zeit zum Opfer. Daher kommt es, dass auch von den heute noch in grösserer Menge frei lebenden Tieren äusserst selten einzelne Knochenreste und auch diese stets in vollem Zerfall gefunden werden. Und so wird es eben auch mit dem Wisent gewesen sein, der in prähistorischer und historischer Zeit durch den die Ebene bewohnenden Menschen seiner ergiebigen Wildbretmenge wegen sicher besonders der Verfolgung ausgesetzt war, und daher sich schon sehr früh in die bergigen Wälder zurückziehen musste. Hier fehlten die Vorbedingungen für die Erhaltung des Skeletts eben vollständig und es musste eine Verkettung besonders günstiger und eigentümlicher Umstände dazu gehören, um wie in dem Funde von Anina einen Wisent in eine Höhle fallen zu lassen, und ihn dort durch Verkalkung zu erhalten.

Was geschah aber mit den von Jägern erbeuteten Stücken? Erinnern wir uns daran, dass die Jagd in ihrer primitiven ursprünglichen Form ‚Fleischerwerb' war. Somit ging das Beutetier den Weg allen Fleisches. Wir wissen aus der Geschichte, dass nach dem Mongoleneinfall und der anschliessenden Hungersnot die Jagd auf Wisente mit besonders grosser Leidenschaft betrieben wurde. Die Bedeutung der ‚Trophäe' trat bei den allermeisten Jägern, besonders der früheren Jahrhunderte, in den Hintergrund. Wo aber die Hörner aufbewahrt wurden, um als Trinkgefässe oder ähnliches verwendet zu werden, da wurden sie Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens, wie solche benützt und verworfen, und meist wurde zu diesem Zweck das oft schönere und grössere Horn des zahmen Rindes genommen. Als aber der Begriff des weidmännischen Jagens in seinen ersten Anfängen in unser fernes Waldland zu dringen begann, wo ja die Bauernjägerei die Form der Jagdausübung war, da hatte der Wisent auch bei uns schon zu leben aufgehört.

Der Mangel an Reliquien findet eine weitere Erläuterung durch die Geschichte unseres Landes. Mit dem Rückzug der römischen Kohorten und dem Beginn der Völkerwanderung setzt ein Jahrtausend siebenbürgischer Geschichte ein, wo ein Eroberervolk das andere ablöste und verdrängte, ein Hinfluten von Völkern, von denen so gut wie nichts auf unsere Tage gekommen ist, von denen wir zum Teil kaum Namen und Abstammung

wissen, ein Jahrtausend, über das nur spärliche Chroniken aus Byzanz und Rom einige Nachricht geben. Und auch nach der Gründung des ungarischen Reiches und der Einbeziehung Siebenbürgens in dasselbe kamen Jahrhunderte voll Krieg und Not, kam der Mongolensturm, der das Land als Wüste zurückliess, kamen die Jahrhunderte der Türkenkriege, der Kurutzenkriege, wo immer der Bewohner Haus und Hof verlassen musste, um das nackte Leben zu retten, wo andere Sorgen das Denken erfüllen, als vielleicht ein an der Wand hängendes altes Wisenthorn, eine Wisentdecke zu retten, und vor dem Aufgehen in Flammen zu bewahren. Vielleicht hat uns ein gütiger Zufall noch irgendwo einen Rest des Siebenbürger Wisentes bewahrt und ein weiterer Zufall führt zu seiner Entdeckung. Zu erwarten ist es aber nicht dort, wo die Zeugen menschlichen Wirkens aus vergangenen Jahrhunderten so spärlich sind."

Von den zahllosen Bärenjagden, die ich im Verlaufe meines nunmehr zweiundvierzigjährigen Aufenthaltes in Siebenbürgen mitgemacht habe, sind jene vom 30. September 1922 und vom 25. und 30. September 1926 im königlichen Leibgehege Gurghiu, Görgény-Szent-Imre, wohl die interessantesten.

Der Mangel an Waldobst, wie der Bucheln und Brombeeren in den Hochlagen, und anderseits die Fülle an Eichelmast in den Vorbergen, hatten zur Folge, dass sich, wie dies ja immer in solchen Jahren der Fall ist, zahlreiche Bären und Schwarzkittel in den mit Eicheln bestockten Bergfüssen sammelten, um nächtlicherweise dort sich an deren Früchten zu mästen und sich tagsüber in den nahen Dickungen einzuschieben. Die Hirschbrunft war bestens verlaufen und gelang es dem allerhöchsten Jagdherrn einen Rekordsechzehnender mit 10 Kilogramm Geweihgewicht zu erbeuten, als die Jagdleitung in Erfahrung brachte, dass im sogenannten „Dosul Teleki", in einer an einen Sameneichelbestand anschliessenden Dickung, sich zahlreiches Bär- und Schwarzwild eingeschoben habe. Diese günstigen Nachrichten boten die allerbesten Chancen für einen guten Erfolg, und so wurde für den letzten Septembertag eine Treibjagd daselbst beschlossen. Bei der Fahrt durch den Eichenwald konnte man, abgesehen von den zahlreichen Fährten, wahre Herkules-

arbeiten der Bären feststellen, die bei ihren Kletterübungen auf den vielhundertjährigen Stämmen auch noch armdicke Äste abgebrochen hatten, um zu den, ihnen so schmackhaften Früchten zu gelangen. Die Tagesrapporte des Personals schwankten zwischen 18 und 15 Bären in einer verhältnismässig kleinen Dickung. Ehe Seine Majestät abreiste, sollte noch dieses Treiben abgehalten werden, um der Hirschbrunft einen würdigen Abschluss zu geben.

Es war am Morgen des 30. September, ein ziemlich trüber Tag, als sich alles im Speisesaal des Jagdschlosses zum Aufbruche versammelte. Der allerhöchste Jagdherr fühlte sich nicht ganz wohl, es schien sich um eine leichte Nikotinvergiftung zu handeln. Die meisten Teilnehmer rieten zum Daheimbleiben und zur Bettruhe. Dies war gegen meinen Strich und so war ich der einzige, der sich die Meinung erlaubte, dass sich das Unwohlsein in der frischen Herbstluft und im Walde legen würde. „Das denke ich auch", meinte der Monarch, liess sich die Doppelkugelbüchse reichen und bestieg das Auto.

Nach einstündiger Fahrt hatten wir die Bergfüsse und nach einer weiteren Stunde Ritt den sogenannten „Dosul Teleki" erreicht, wo ich die Schützen anstellte. Einen jungen, jagdlich noch gänzlich unerfahrenen 19 jährigen Engländer, der sich in Ermangelung eines eigenen Gewehres, einen Militärstutzen ausgeliehen hatte, stellte ich, vorsichtshalber, an den äussersten Flügel. Ich wollte ihm die Begegnung mit einem Bären ersparen, um dadurch einen möglichen Unglücksfall zu vermeiden. Ich stand links von seiner Majestät am nächsten Stande, um für alle Fälle bei der Hand zu sein, indes Seine königliche Hoheit, Prinz Nikolaus, rechterhand des allerhöchsten Jagdherrn Posto gefasst hatte. Die übrigen vier Schützen umschlossen halbkreisförmig die abzutreibende Dickung. 16 Minuten nach Beginn des Treibens fiel bei Seiner Majestät der erste, bei Prinz Nikolaus der zweite Schuss, denen rechts und links noch weitere Schüsse folgten. Da kracht links ober mir dürres Astwerk und gleich darauf stürmt flüchtig ein mächtiger schwarzer Bär mit lichtem Haupte meinem Stande

zu. Ich halte mitten auf den Stich, und als die schwarze Masse 15 Schritte vor mir ist, durchschlägt ihm meine Kugel den Vorschlag, so dass der Bär rückwärts einsinkt, sich aber gleich darauf flüchtig wendet, wobei er im Absprung die zweite Kugel schief von rückwärts durch den ungeschlachten Leib erhält, so dass er sich vor meinem linken Nachbarn niedertut. Aus Noblesse und im Glauben, der Bär würde gleich verenden, unterlässt er es, dem Bären den Fangschuss zu geben, so dass dieser durch den Treiberlärm wieder hoch wird und in den Trieb zurückwechselt. Hier rennt er einen Bauernjungen um, der dabei durch einen Tatzenhieb am Schenkel verletzt wird. Sicher hätte die tödlich verwundete Bestie noch einiges Unheil angerichtet, wenn sich nicht meine brave Hatzrüde „Udo" vom Riemen freigerissen und sie angenommen und gestellt hätte.

Gleich darauf fallen bei Seiner Majestät noch zwei weitere Schüsse. Wenige Minuten darnach wechselt zwischen dem hohen Schützen und mir ein Schwarzkittel heran, um auf wenige Schritte von mir, hinter einem Buschwerk verhoffend, zu sichern. Ich lasse mich leider verleiten durchs Gesträuch auf die Silhouette Funken zu reissen, was zur Folge hat, dass das Geschoss sich verschlägt, abgellt und die Sau heil auf zwanzig Schritte bei mir vorbeisauste, ohne dass ich ihr eine zweite Kugel aufs Blatt setzen kann.

Bei den übrigen Schützen knallte es recht munter noch einige Male darauf los, als plötzlich auch vor mir ein mächtiger hellbrauner Bär auf etwa 30 Gänge in den Stangen auftaucht, um sich gleich darauf, gegen den Trieb wendend, neugierig nach rückwärts zu verhoffen. Ich nütze rasch die Situation, und meine Kugel durchschlägt ihn der Länge nach so vollständig, dass er einige Minuten gelähmt im Feuer zusammenbricht, um aber trotzdem wieder hoch zu werden, wobei er die zweite und dritte Kugel durchs Blatt erhält, so dass er gegen Seine Majestät hinabkollert, der dem stöhnenden Waldesrecken noch den Fangschuss gibt.

Damit war der Trieb zu Ende. Jeder Schütze war auf Bär oder Sau zu Schuss gekommen. Der Jungschütze, den ich auf Wunsch des Oberstjägermeisters auf den verlorenen

Posten an den Flügelstand gestellt hatte, hatte den besten Anlauf. Ihm kamen 5 Bären, von denen er einen kapitalen Bären, den stärksten des Tages, erlegt hatte. Die keusche Jagdgöttin Diana hatte doch, wie alle Frauenzimmer, auch diesmal wieder mehr Neigung für die frische Jugend, als für uns alte Graubärte gezeigt.

S. M. König Ferdinand beim Jagdfrühstück.
Herbst 1923.

Das Schreien und Rufen der Treiber bewies, dass noch schwerkrankes Bärenwild im Dickicht sei, und da Seine Majestät einen Bären schwer angeschweisst hatte, so bat ich ihn, mit mir in die Dickung einzudringen, indes Treiber und Schützen auf den Ständen zu verbleiben hatten. Nun wurden die beiden anderen Hatzrüden geschnallt und alsbald klang ihr heller Standlaut durch den Forst. Vorsichtig schlichen

wir der Stelle zu, wo die drei Hunde Hals gaben. Bald waren wir dabei, wo die flinken Tiere einen schwerkranken Braun umtanzten. Es war ein herrliches Bild, den schwarzen Koloss zwischen den kläffenden Rüden zu sehen, die geschickt jeder seiner Bewegungen auswichen. So pirschten wir ziemlich gut heran, so dass Seine Majestät mit einer Kugel dem ersten, und bald darauf auch noch einem zweiten Bären, den Prinz Nikolaus schwer angeschossen hatte, den Fangschuss geben konnte. Ein Hornruf blies die Jagd ab, denn es musste rasch gefrühstückt werden, um dann noch einen kurzen, zwanzig Minuten langen Trieb abzuhalten, damit noch rechtzeitig vor Abendwerden der Hofzug erreicht werden konnte.

Unweit eines Forsthauses wurde ein kleines Dickicht umstellt, in dem eher einige Hasen und Füchse, als Bären zu vermuten waren. Und doch. Hier glückte es Seiner königlichen Hoheit, Prinz Nikolaus, seinen zweiten Bären mit einem guten Blattschuss im Feuer zu strecken, indes mich spitz von vorne ein starker Keiler in voller Flucht anlief, dem ich die Kugel mitten auf die Stirne setzte, so dass er wie vom Blitz getroffen zu Boden stürzte, um rasch noch von einer zweiten Kugel durchschlagen zu werden. Es war ein alter Basse, dem lange vorher eine Bauernkugel knapp ober den Afterklauen den Hinterlauf gestreift hatte, der infolge dieser Verwundung immer noch stark angeschwollen erschien. Sechs Bären und zwei Sauen lagen auf der Strecke, indes der siebente Bär bei der folgenden Nachsuche noch gefunden wurde.

So hatte die Brunftjagd einen würdigen Abschluss gefunden, und es hätten sich in den benachbarten Dickungen noch ganz leicht ähnliche Strecken erzielen lassen können, wenn nicht der allerhöchste Jagdherr zu Schonung und Erhaltung dieses edlen und reckenhaften Wildes die Jagd für das Jahr 1922 gänzlich abgesagt hätte.

Gleich interessant, doch viel erfolgreicher als diese Herbstjagd, war jene des Jahres 1926.

Nach einem kurzen Ausfluge mit Seiner königlichen Hoheit Prinz Nikolaus ins Gamsgebirge am Retyezat, war

für mich die Zeit gekommen, alle Vorkehrungen im Wildeldorado Gurghiu zu treffen, um im Wege des Oberstjägermeisters Exzellenz von Mocsonyi sicheren Erfolg für den allerhöchsten Jagdherrn vermelden zu können.

15 Kilometer Pirschsteige, acht Hochstände und zahlreiche Salzlecken sollten dazu beitragen, das Weidmannsheil

Oberstjägermeister Exzellenz Anton von Mocsonyi in Hofjagdgalauniform.

zu sichern, und tatsächlich hatten sich in jenem bestorganisierten Revierteile Şebeş und seinem gleichfalls mit allem Komfort bedachten Nachbargebiete Ţigle ein reicher Rotwildstand eingefunden, der zu den schönsten Hoffnungen zur Hirschbrunft berechtigte.

Es war der 16. September, als ich oben in den Bergen eintraf, um, begleitet vom Oberjäger des Leibgeheges, das

ganze Gebiet zu begehen, und diejenigen Gebirgsteile zu bezeichnen, wo Seine Majestät die Pirsche und den Ansitz ausüben sollte. Alles berechtigte zu den besten Hoffnungen, und freudig sah ich dem illustern Besuche entgegen.

Einen letzten Rundgang noch und dann sollte bis zum Eintreffen des allerhöchsten Jagdherrn kein Fuss mehr das Revier betreten.

Doch welche bittere Überraschung! Während in den dichtesten und entlegensten Gebirgsteilen die Hirschbrunft in vollem Gange war, verschwiegen in den organisierten Gehegen hartnäckig alle Hirsche. Während man im Vorjahre an 25 Hochgeweihte vom nächsten Hochstande vernehmen konnte, herrschte diesmal dort eine unheimliche Stille. Mein Rundgang sollte da bald die nötige Aufklärung bringen.

Flüchtiges Rotwild da, flüchtiges Schwarzwild dort liessen nur Böses ahnen, denn der harte, trockene Waldboden gab nur die Eingriffe schweren und schwersten Wildes wieder.

Da endlich an einer feuchten Stelle wurde zur Gewissheit, was ich vermutet hatte. Eine Rotte von fünf Wölfen hatte hier einen liegenden Baumstamm überfallen und mit ihren Trittsiegeln das bekräftigt, was ich wohl befürchtet hatte.

Nachdem aus den Hochlagen Schafe und Rinder die Alpenweiden verlassen hatten, war dieses Gelichter herab in die tieferen Lagen gewechselt, um nun, anstatt die Viehherden zu belästigen, sich an dem hier reichlichen Hochwilde schadlos zu halten.

Eine, für die Jagdleitung höchst fatale Sache, die alle Kombinationen verdarb, da die Hirsche in dem so heimgesuchten Gebiete weder röhrten, noch die Dickungen verliessen.

Hier war nichts mehr zu machen, und so entschloss ich mich, bei der Knappheit der Zeit, rasch noch ein anderes Gebiet abzusuchen, um vielleicht dort alles für den bevorstehenden hohen Besuch vorzubereiten.

Es war am 18. September morgens, als der mir folgende Oberjäger und ich etwa um 9 Uhr morgens in einem entfernten Revierteile den Rand einer leichtgeneigten Wald-

wiese erreichten. Wir hatten einen 18 ender aus nächster Nähe beobachtet und noch sechs andere Hirsche röhren gehört. Befriedigt über das dort Gesehene wollten wir im Sonnengolde der kleinen Wiese ausruhen und unseren mitgeführten Proviant verzehren.

Doch Halt, was lag da mitten auf der Blösse hinter einer kleinen Steingruppe ?

Ein ruhendes Stück Rotwild, blitzt es mir im Augenblicke durch das Hirn. Doch nein, da gab es ja noch eine buschige Lunte dabei. Die sprach zur Genüge. Langsam gleitet mein Stutzen von der Schulter. Das Silberkorn senkt sich in die rötlich-graue Decke. Ein Knall und wie aus dem Erdboden werden zwei Wölfe hoch, während der beschossene dritte verendend sich am Boden wälzt. Rasch repetiert, und der zweite Wolf rouliert kopfüber die Lehne herab, indes ich dem Oberjäger, der noch nie einen Wolf geschossen hatte, den dritten überlasse. Bum, bum, vier Kugeln von ihm schlagen in die Wiese ein, so dass der beschossene Wolf heil den Waldrand erreicht. Da spricht noch meine dritte Kugel rechtzeitig ein ernstes Wort und schwergetroffen verschwindet Isegrim der Letzte in der nahen Dickung.

Ah, das war doch eine ganz unverhoffte Überraschung, so plötzlich und unvorbereitet auch hier in diesem entfernten Revierteil auf Wölfe zu stossen.

Ein Kapitalwolf, den ich ursprünglich für ein ausgestrecktes, ruhendes Rottier gehalten hatte, nebst zwei kleineren Wölfen hatten hier sorglos dahingestreckt Siesta gehalten, nachdem sie, wie es sich beim Abstreifen herausstellte, ein Hirschkalb gerissen und verzehrt hatten. Wir fanden im Wanste des männlichen Kapitalwolfes mindestens 6 Kilogramm Wildbret nebst Drossel- und Keulenteile des verschlungenen Jährlings.

Das war ein ganz unglaubliches Heil, in wenigen Minuten drei Wölfe unschädlich zu machen, und damit wenigstens diesen entlegenen Revierteil von dieser Geissel zu säubern.

Da nun dieser Revierteil von diesen Wölfen gereinigt war und somit auch röhrende Hirsche enthielt, wurde, trotz-

dem dass alle Pirschsteige verwachsen und hier nichts vorbereitet war, rasch ein neuer Reitsteig mit den engagierten Arbeitern hergestellt, all das Geräte und die Einrichtungsstücke herübergeschafft und so ein Territorium bezogen, mit welchem vorher nicht gerechnet worden war.

Die Säuberung des Reviers von den drei Wölfen hatte aber insoferne seine guten Früchte getragen, als von nun an mindestens acht Hirsche sich dort täglich meldeten.

Leider traf aber dafür die telegraphische Nachricht ein, dass Seine Majestät aus Gesundheitsrücksichten an der Hirschbrunft nicht teilnehmen könne, dafür aber andere hohe Gäste dem Reviere einen Besuch abstatten dürften.

Der Jagdleitung war es wohl nicht gleichgültig, ob es nur Grandseigneurs oder auch solche und tüchtige Weidmänner als Gäste zu führen hatte. Das rauhe, hindernisreiche Gelände, das durch Raubwild ungemein scheu und vorsichtig gemachte Wild, dies alles bedurfte eines geschulten pirsch- und jagdkundigen Weidmannes, da sonst ein Erfolg nur problematisch erscheinen musste.

Nach wenigen Tagen traf eine Depesche ein, die der Jagdleitung die Neffen Seiner Majestät, die beiden Prinzen Hohenzollern-Sigmaringen für den 25. September anmeldete.

Verstehen sich die Herren auf die Hirschbrunft, fragte mich der Oberjäger, hatte er doch schon einige unverschuldete Fehljagden mit ihm anvertrauten Gästen in früheren Jahren gemacht, und ich muss gestehen, dieselbe Frage stellte ich mir auch im stillen, denn das durch die Wolfsplage aufgezwungene Revier bedurfte geschulter Pirschjäger und unverdrossener Fussgänger. Also wir wollten ja sehen.

Nachmittag den 24. September entstiegen dem Hofwagen in Begleitung Seiner Exzellenz des Oberstjägermeisters die beiden Prinzen.

„Beide tüchtige Jäger", flüsterte mir die Exzellenz ins Ohr, als hätte er erraten, was den Oberjäger und mich im stillen beschäftigt hatte. Da sind doch Chancen für den Erfolg, meinte ich, da wir leider der Wölfe wegen nicht die organisierten Reviere Şebeş, das Lieblingsgebiet Seiner

Majestät, sondern in die entlegene und schwer zugängliche Meştera müssen.

Der Abend wurde im Jagdschlosse zu Gurghiu angenehm und gemütlich, Waffen und Ausrüstung der hohen Gäste besichtigend und plaudernd verbracht. Es waren keine funkelnagelneuen Dekorationsgewehre, sondern Gebrauchswaffen, die manche Scharte im Kolben trugen. Ich war befriedigt, die Sache konnte klappen. Am 26. morgens ging es per Auto, trotz elender Fahrstrasse, ziemlich flott an 34 Kilometer in die Berge hinein, dann den neu angelegten Reitsteig entlang zu Pferd bergan. Ein kurzer Imbiss und in scharfem Tempo folgt mir dann der Erbprinz den Pfad zum Brunftplatze hinan, indes der Oberjäger mit Prinz Franz Josef in den tieferen Lagen verbleibt.

Hochstand Nr. 7 wird bezogen, von wo sich ein herrlicher Ausblick über das ganze Gelände eröffnet. Schon beim Hinschreiten durch mannshohes Dürrgras, Epilopium und Fallholz haben wir Gelegenheit, einen jagdbaren 12 ender mit dunklen Stangen röhrend bergaufziehend zu sehen. Vom Hochstande selbst eröffnete sich uns ein herrliches Schauspiel und vier Kapitalhirsche röhren unter uns im Talkessel. Ein einziges Tier, von einem mächtigen Kronenhirsch umdreut, ist der Gegenstand eines gewaltigen Konzerts, das in den höheren Teilen des gemischten Bestandes rundum ein mehrfaches Echo findet.

Unentwegt ruhen unsere Trieder auf den weit geschwungenen, mächtigen Geweihen der gekrönten Waldesrecken, bis schliesslich die hinter düsteren Wolkenschwaden untergehende Sonne, mit ihrem letzten Rot einen mächtigen 16 ender ober uns bescheinend, zum Aufbruche mahnt.

Der Gepäcksträger wird am Hochsitze zurückgelassen, indes Seine Durchlaucht und ich den mit Fallholz bedeckten und verwachsenen Pirschsteig, stets den Wind beobachtend, bergan pirschen. Wo der Steig frei ist pirsche ich flott vorwärts. Lautlos folgt der hohe Gast, so dass ich oft im Glauben, er sei zurückgeblieben, mich nach ihm umschaue. Doch nein. Ich freue mich ordentlich, so einen pirschgewandten Jägersmann hinter mir zu haben, denn so muss es

doch zu einem Erfolge führen. Mein Hirschruf wird prompt beantwortet und gibt uns die Richtung an, wohin der Recke zieht.

Ein zwanzigjähriger, schütterer Jungfichtenbestand nimmt uns den Ausblick, so dass wir zur äussersten Vorsicht gezwungen sind. Nur sprungweise, wie auf den balzenden Hahn, gehts an den röhrenden Hirsch heran, den wir aber des schlechten Windes wegen umschlagen müssen. Wir sind hart an ihm. Ein kurzer Trenzer aus der Muschel und schon kracht das Gezweige. Eine vielendige Stange schiebt sich vor und halb von Tannreis verdeckt, ein Stück Vorschlag bietend, äugt mit vor Kampflust leuchtenden Lichtern der geweihte Recke in das auf ihn gerichtete Feuerrohr. Da knallt aber auch schon der Schuss durch die Berge und mit einem gewaltigen Krach bricht der Hochgeweihte in sich selbst zusammen. Ein Brechen und Schlagen sind uns Beweis, dass die Kugel tödlich getroffen. Mit wenigen Sätzen sind wir heran, doch da schnellt der mächtige Körper wieder hoch, und, ohne dass ihn in dem Fichtengewirr eine zweite Kugel erreichen kann, verschwindet er unseren Blicken.

1 ½ Stunden vergehen und vollständige Dunkelheit bricht ein, denn finsteres Gewölke ballt sich am Horizonte zusammen. Schwere Regentropfen klatschen hernieder und mahnen, um die reiche Schweissfährte nicht zu verlieren, zur Nachsuche. Fest legt sich „Jacko" der Schweisshund, in den Riemen. Da ein Ruck. Der Hund reisst den Führer um und der Hirsch wird aus dem Wundbette hoch. Da heisst es, Nachsuche aufgeben und erneuert krank werden lassen. Am folgenden Morgen verbieten röhrende Hirsche ringsumher eine sofortige Nachsuche, bis es endlich möglich ist mit Heranziehung des gesamten Personals in dem nur wenige Schritte Ausblick gewährenden Dickicht den verendeten Kronenhirsch zu finden. Ein mächtiges, weitausgelegtes sechzehnendiges Schaufelgeweih belohnt den weidgerechten hohen Schützen für seine Mühe und sichere Kugel.

Am 27. nachmittags habe ich die Ehre, Prinz Franz Josef nach jener entlegenen Wiese zu führen, wo mir die Wolftriplette gelungen war. Eine gut angenommene

Salzlecke und nahe Suhle bieten Chancen für guten Anblick. Um 4 ½ Uhr grollt der erste Hirschruf aus dem dichten Fichtenbestande herüber, dem bald der zweite und dritte folgt, bis schliesslich an sechs gewaltige Stimmen, aus nächster Umgebung, den Wald erbeben lassen.

Immer näher und näher ertönt ein Brunftruf. Aufmerksam folgen wir vom Hochsitze aus seinem Schall. Ein zweiter und dritter Schrei nähert sich von anderen Seiten dem Blössenrande zu. Welcher dieser Kämpen wird wohl der erste sein, der ins Freie tritt ?

Die Sonne senkt sich wieder bedenklich dem Ende ihrer Tagesbahn zu und die langen Schatten der mächtigen Buchenschäfte verdunkeln die Lichtung.

Ein kurzer Ruf entfährt der Muschel und schon kracht das Gezweige am oberen Wiesenrande. „Ein Hirsch", flüstert der hohe Jagdgast, und schon trollt ein mächtiger Geweihträger die Wiese herab.

Langsam schiebt sich der Stutzen über das Gebälk und mitten im Troll reisst ihn das tödliche Blei zu Boden. Ein prächtiger Schuss! Ein Zucken, ein Zittern durchfährt den gewaltigen Körper, dann legt sich das Geweih zur Seite und das gekrönte Haupt des Waldes hat schmerzlos ausgerungen.

Rasch sind wir vom Hochstand herab und bei ihm. Es ist ein gut jagdbarer Hirsch, der dem wackeren Schützen sein starkes zehnendiges Kronengeweih zu Füssen legt. Noch lange wird die schöne Beute bewundert, dann aber heisst es aufbrechen, um nicht zu später Nachtstunde das Jagdhaus zu erreichen. Hochbeglückt wird das mächtige Haupt vom Rumpf getrennt und der Heimweg angetreten, wo mit hellem Jubel der glückliche Schütze bewillkommt wird.

Zwei Kapitalhirsche an zwei hintereinander folgenden Tagen waren nicht nur ein prächtiger Erfolg, sondern war auch ein Beweis, dass die illustern Gäste zum weidmännischen Geschick auch noch eine gute Büchse führten. Es wäre daher wohl noch zu erwarten gewesen, dass in den nächsten Tagen noch mancher Hirsch sein Geweih den wackeren Schützen zu Füssen gelegt hätte, wenn nicht die an den Bergfüssen patrouillierenden Berufsjäger Alarm ge-

schlagen und dringend die Abhaltung von Bärenjagden gefordert hätten.

Die im August und September so anhaltende Dürre und der Mitte September plötzlich auftretende Frost hatten, bei dem gänzlichen Mangel an Buchelmast in den Hochlagen, weder den Graswuchs aufkommen, noch die Brombeere zur Reife gelangen lassen. Dafür hatten im Frühjahre die Temperaturverhältnisse das Gedeihen der Eichelmast gefördert, so dass ein Grossteil des Bär- und Schwarzwildes in die tieferen Lagen herabwechselte, um sich dort in Ermangelung besserem, daran gütlich zu tun.

Die dort die Aufsicht führenden Jäger hatten zahlreiche Bären gespürt und in der Befürchtung, dass der nun einsetzende Laubfall oder tagsüber immer mehr heranwachsende Sammeleifer der Landbevölkerung die derzeit noch in den anschliessenden Dickungen eingeschobenen Bären zum Auswechseln zwingen würde, veranlasste wiederholt das dringende Verlangen an die Jagdleitung zu stellen, die Abhaltung von Treibjagden in diesen Gebieten nicht mehr auf die lange Bank zu schieben, und zwar um so weniger, als in den benachbarten Gemeinde- und Bauernrevieren bereits einige Bären abgeschossen worden waren.

Diesem dringenden Rufe musste daher die Jagdleitung Rechnung tragen und so gab Exzellenz Oberstjägermeister den Befehl, die Pirsche auf den brünftigen Hirsch abzubrechen, um nicht diese günstige Gelegenheit zum Abschusse einiger Bären unbenützt vorübergehen zu lassen.

Es war ein prachtvoller, sonniger Morgen als eine kleine Schar erlesener Weidmänner vorerst im Auto das Jagdschloss verliess, um, je mehr es in den Bergwald ging, auf landesüblichen Fuhrwerken und schliesslich zu Pferde die Triebe zu erreichen.

Ein herrlicher Buchendom, der ab und zu von geringen Stangenstreifen durchsetzt war, nahm uns schliesslich auf.

Hier, wo sich ein prächtiger Ausschuss nach allen Seiten bot, waren bereits die Stände markiert, so dass die Aufstellung der Schützen, trotz dürrem Fallaube, fast lautlos vor sich gehen konnte.

Ich, als letzter der Schützenreihe, ordnete noch die Abwehrer im Hacken senkrecht auf die Stände und dann gab ein Hornruf das Zeichen zum Beginn des Treibens.

Bald nach den ersten hörbaren Treiberrufen raschelte es allerorts in den vorliegenden Dickungen. Rehwild und Meister Rotrock waren frei, sie wechselten geräuschvoll und unbehindert durch die Schützenkette. Da ein Krachen und Brechen und wie ein Güterzug braust eine Rotte Sauen

Erbprinz Friedrich von Hohenzollern-Sigmaringen mit seinem ersten Bären. Herbst 1926.

durch die Dickung. Auch links von mir, von den Abwehrern am Auswechseln verhindert, wird es lebendig und wie ein Sturmwind kommen einige Sauen durch die Stangen geprasselt.

Zwei Kugeln bringen die stärkste Sau zu Falle, indes der Rest durch das Stangengewirre entkommt. Kaum waren diese Schüsse im Buchendome verhallt, da kracht und braust es schon in mächtigen Fluchten erneuert heran.

Links und rechts von mir wechseln gleichzeitig in hohen, raumgreifenden Sätzen zwei Bären herbei. Hell-

semmelgelb der rechte, dunkler und schwächer der linke. Mein Perlkorn sucht eine Lücke in den Stangen, dann blitzt es auf und brüllend quittiert der linke die Kugel, um nach 2 weiteren Schüssen verendend den Hang herniederzukollern.

Nur wenige Sekunden sind es, die die Detonationen trennen. Auf kaum 50 Schritte, im weite Aussicht bietenden Buchendome, ist der Hauptbär an meinen rechten Nachbar, den Erbprinzen Friedrich von Hohenzollern, heran. Ich habe rasch noch Zeit hinab zu sehen. Noch 2 mächtige Fluchten und mir dünkt es, der Bär überrennt den kaltblütigen Schützen. Doch nein! Da kracht es auch unten und mit schaurigem Gebrüll quittiert der Koloss die Kugel. Noch blitzen einige Schüsse nach, dann war Ruhe. Es lag ein kapitaler Hauptbär. Nicht minder lebhaft war es bei den anderen vier Schützen zugegangen, die mehrfach Bär- und Schwarzwild beschossen hatten. Als wir uns sammelten, lagen zu unserer nicht geringen Freude noch einige Sauen und ein dritter Hauptbär, den Seine Durchlaucht Prinz Franz Josef mit einem abgezirkelten Blattschusse erlegt hatte, auf der Strecke.

Im Triumphe ging es nun einer prächtigen Waldwiese zu, wo hart an einer silberhellen Quelle sich Schützen, Beute und Treiber sammelten.

In frohester Stimmung wurden, bei Becherklang und Hurrarufen der versammelten Träger und Treiberschar, die ersten Bären der beiden Prinzen gefeiert, während einige Aufnahmen dieses seltene Heil zu verewigen hatten.

Bei dem herrlichen Frühstück, zu welchem die charmante Frau Bürgermeister von Szászrégen (Reghin) und deren Cousine Frau Rechtsanwalt nebst auf den Holzspeeren in Speckhüllen gebratenen Junghühnern und einer brillanten Schokoladetorte auch noch einen köstlichen Riesling gestiftet hatten, wurde es eigentlich als unangenehme Störung empfunden, als die Jagdleitung der frohen Stimmung ein Ende machte und zum Aufbruch mahnte.

Der zweite Trieb umschloss einen schütteren Eichenbestand am Feldrande, an den sich vereinzelte kleine Dickungen anschlossen. Kaum dass der kurze Trieb seinen

Anfang genommen hatte, schnallte es schon von allen Ständen. Ein sehr übersichtlicher, etwa 80 Meter breiter Durchhau hinter der Schützenlinie bot herrlichen Ausblick, so dass die einzelnen Jäger auch die Ereignisse bei ihren Nachbarschützen bestens überblicken konnten.

Ich stand als vorletzter auf der ansteigenden Lehne und blickte über das lebhafte Schiessen erfreut zu den tiefer stehenden Nachbarn herab, als plötzlich ein mächtiger Bär

Prinz Franz Josef von Hohenzollern-Sigmaringen mit seinem ersten Bären. Herbst 1926.

in gewaltigen Sätzen die Schützenlinie passieren will. Je eine von beiden Seiten ihm zugedachte Kugel schlägt krachend in die Eichenborke und beschleunigt sein Tempo, so dass er heil der gefährlichen Kanonade entrinnt. Schlechter geht es einem ober mir in voller Paise durchbrechenden Bären, den auf 120 Schritte eine Kugel das Haupt durchschlägt, so dass er wie ein Hase kopfüber im Feuer rouliert.

Ein ganz seltenes Heil hatten wieder die beiden Neffen Seiner Majestät, indem jeder auf Bär und Sau zu Schusse

kam. Erbprinz Friedrich hatte wieder zwei Hauptbären zur Strecke gebracht, indes Prinz Franz Josef einen mächtigen, scharfbewehrten Keiler von etwa 200 Kilogramm in dem Augenblick erlegte, als er sich auf kaum 30 Meter Entfernung aus der Suhle erhob, in welche er sich Angesichts des hohen Schützen niedergetan hatte. Ein ebenso interessantes als originelles Erlebnis, das wohl selten einem Weidmanne zugestossen sein dürfte. Auch in diesem Triebe waren drei Bären gefallen, so dass wir, reich an seltener Beute beladen, bei scheidendem Sonnengolde in frohester Stimmung dem Jagdschlosse zueilen konnten.

Ich will hier noch eines sehr interessanten Falles, der sich im ersten Triebe bei den zwei untersten Schützen ereignet hatte, gedenken, der seiner Originalität wegen nicht unerwähnt bleiben darf.

In hohen Fluchten war dort ein mächtiger, pechschwarzer Bär herangebraust. Als der erste Schuss auf ihn fiel, stoppte er, um im Troll, und als die weiteren Schüsse auf ihn abgegeben wurden, erhobenen Hauptes stolz nach den Schützen blickend im Schritt die Kette zu passieren. Der faszinierende Anblick des furchtlosen Recken soll derart imponierend auf die beiden Schützen gewirkt haben, dass sie, wie gebannt, mehr auf das herrlich stolze Wild, als nach der Büchse sahen, so dass tatsächlich alle die ihm zugedachten Kugeln fehlgingen.

Der 30. September war in gleicher Herrlichkeit erstanden, als sein Vorgänger. Eine leichte Reifkruste bedeckte Felder und Fluren und als wir bei prächtigem Sonnenschein den Wald betraten, löste sich der leichte Frosthauch und von den goldroten ersterbenden Blättern klatschten dicke Tropfen auf uns hernieder.

Es war ein wunderbarer Herbsttag, als wir die Stände bezogen. Häher flatterten von Stamm zu Stamm und sammelten kreischend die braungrüne Eichelmast. Der windstille Morgen versprach einen köstlichen Fangtag. Und was er versprach, das hielt er auch. Als des Abends die Jagd abgeblasen und die Strecke aufgelegt wurde, da lagen sieben Bärenleiber auf dem schweissbedeckten Waldesgrunde. Erb-

prinz Friedrich von Hohenzollern hatte in den zwei Jagdtagen vier ganz kapitale Hauptbären zur Strecke gebracht; ein Weidmannsheil, das wohl selten einem Sterblichen zuteil wurde. Nicht minder erfolgreich war damals auch der Bürgermeister Popescu aus Sächsisch-Reen, dem es ebenfalls glückte seine vier ersten Bären, allerdings nicht so starke, zur Strecke zu bringen.

Zwei Jagdtage hatten die gewaltige Strecke von 13 Bären und 4 Sauen ergeben. 13 Bären! Für den Laien und Nichtkenner der Verhältnisse eine schreckliche Zahl. Eine Summe, die die begreifliche Befürchtung erweckt, dass mit diesem Massenmord wohl der letzte Bär der transylvanischen Berge in die besseren Jagdgründe gewechselt ist. Nein, nein, gottlob ist es nicht so arg. Bei einem Bestande von zirka 80 bis 100 Stück Bären als Standwild in diesem königlichen Leibgehege kann und muss sogar zu Zeiten ein solcher Abschuss zur Beruhigung der Landbevölkerung erfolgen. Denn zahllos sind die Klagen des armen Bäuerleins, dem Meister Braun, ehe die Himbeeren reifen, die einzige Kuh oder das letzte Öchlein raubt.

Zum Glück sorgen Natur und unsere unermesslichen Wälder, sowie der weidgerechte Sinn unserer Gebirgsjäger und nicht zuletzt unser brillantes Jagdgesetz, sowie eine rationierte Abschussbeschränkung dafür, dass noch viele Jahrhunderte zur Neige gehen werden, ehe der letzte Bär den karpathischen Urwald verlassen hat. Ja, es kann sogar mit voller Berechtigung gesagt werden, dass in unseren siebenbürgischen Bergwäldern trotz Krieg und zeitweise starken Abschuss dessen Stand eher zu- als abgenommen hat.

Mit diesen zwei glänzenden Jagdtagen war für das königliche Leibgehege Görgény-Szent-Imre, Gurghiu, die Reihe der Hofjagden abgeschlossen und in frohester Laune und stolz auf ihre selten ergiebige Strecke konnten die beiden illustern Gäste Seiner Majestät dieses herrliche Stück Gebirgswelt verlassen.

Mit diesen Zeilen glaube ich alles Wissenswerte über Vergangenheit und Gegenwart des königlichen Leibgeheges

Görgény - Szent - Imre, jetzt Gurghiu genannt, erschöpft zu haben.

Früher schon ein vielbegehrtes Jagdgebiet, ist es jetzt, im Besitze seines allerhöchsten Jagdherrn Seiner Majestät des Königs von Rumänien, zu einem wahren jagdlichen Eldorado geworden. Schützend und schirmend ruht seine weidgerechte Hand auf dessen Wälder und Höhen, und durch die Errichtung eines eigenen Hofjagdamtes hat er sich nicht nur den unentwegten Einfluss auf die Hege und Pflege aller seiner Jagdgebiete, sondern speziell jenen auf seinem Lieblingsreviere Görgény-Szent-Imre bewahrt. Durch diese Institution soll das erhalten bleiben, zu was es in diesen sieben Jahren seines erlauchten Schutzes geworden ist:

Ein Jagdparadies im wahrsten Sinne des Wortes! Ein Jagdeldorado, in dem der Brunftschrei des Hochgeweihten noch lange in seinen Forsten erdröhnen wird und es noch viele Generationen währen wird, bis des Jagdhorns lauter Ruf durch Berg und Täler klingt, als Abschiedsgruss dem letzten Bären.

Es würde diesen Schilderungen aber sicher Abbruch tun, wenn ich nicht noch der letzten Jagd und der letzten Tage unseres allerhöchsten Jagdherrn gedenken würde, ist und war er doch mit seinem Leibgehege derart enge, was Weidwerk und Fischweid anbelangt, verwachsen, dass es unbedingt zur Vollständigkeit dieser Monographie gehört, dem erlauchten Weidmanne bis zu seinem Lebensende zu folgen.

Was den Gesundheitszustand des hohen Schützen anbelangt, so liess dieser leider in den zwei letzten Jahren manches zu wünschen übrig.

Gelegentlich der Jagdtage anfangs November 1924 in den Bergen von Gurghiu, wobei heftige Regenschauer die steilen Berghänge sehr schlüpfrig machten, war Seine Majestät gelegentlich der dortigen Treibjagden unverhofft ausgeglitten und über eine Wurzel gestürzt, während er am folgenden Tage ein Rinnsal überspringend, auf einem nassen Steine ausrutschte, wodurch er sich einen Leistenbruch zuzog, der am 24. Jänner 1925 ohne Narkose, sondern nur

durch Lokalinjektion operiert werden musste. Nach 14 Tagen fühlte er sich schon so weit wohl, dass er die ersten Spaziergänge im Schlossparke unternehmen konnte.

Im Februar 1925 stellte sich jedoch infolge seiner Krampfadern eine viel gefährlichere Störung ein, es war der erste Flebitisanfall, der ihn bald darauf vier Monate an das Bett fesselte. Es war ein wahres Märtyrertum, dass nun Seine Majestät erdulden musste, indem er in Sandsäcke derart fest eingebettet wurde, dass jedwede Möglichkeit einer Bewegung ausgeschlossen war. Endlich besserte sich dieser gefährliche Zustand soweit, dass der hohe Patient am 25. Mai die Fahrt von Bukarest nach Sinaia antreten durfte.

Hier war es, wo er am 2. Juni sein Testament schrieb, welches mit den Worten „W o m i c h G o t t v o n e i n e r s c h w e r e n K r a n k h e i t e r l ö s t h a t“ begann und welches dann, nach seinem Tode, in allen grösseren Tageszeitungen des Landes in photographischer Reproduktion veröffentlicht worden war.

Am 25. Juni 1925 fuhr Seine Majestät nach Paris und nach kurzem Aufenthalte dortselbst nach Bagnol de l'Orne, wo er täglich durch 30 Minuten das heilkräftige Bad nahm, um darauf noch vor Tisch durch zwei Stunden der Ruhe zu pflegen. Diese konsequente und gewissenhaft durchgeführte Kur hatte Seine Majestät wieder ganz ausserordentlich gekräftigt und wohlgetan.

Am 12. August wurde Bagnol per Auto verlassen, um nach einem kurzen Aufenthalte in Paris und von dort nach der Schweiz, nach dem Familiengute Weinburg, zu fahren, wo sich zur Feier des 60. Geburtstages Seiner Majestät dessen Bruder, Fürst Wilhelm von Hohenzollern-Sigmaringen, dann dessen beide Neffen, Erbprinz Friedrich und Prinz Franz Josef, sowie, auf kurzen Urlaub aus England kommend, Seine königliche Hoheit Prinz Nikolaus auf dem Schlosse einfanden und Ihre Majestät die Königin ebendahin folgte.

Es war eine erhebende Feier, die speziell die Bevölkerung des nahen Ortes „Reineck“, im Kanton „Sankt

Gallen“ gelegen, um das Schloss Weinburg vereinigte. An 120 in blendendes Weiss gekleidete Mädchen führten reizende Reigen mit heimischen Gesängen auf, indes ein prächtiger Fackelzug, von der Ortsmusik begleitet, dem hohen Jubilar und seinen nächsten Verwandten in so liebevoll sinniger Weise ihre Glückwünsche und warmen Ovationen überbrachten.

S. M. König Ferdinand am 26. September 1925 bei Hochstand Nr. 3, wo er seinen letzten Hirsch schoss.

Bis in den Morgen hinein währten Jubel und Tanz, da die hohen Herrschaften in dem nächst der Weinburg gelegenen Gasthause „Zur Schiffelwirtin“ die herbeigeeilte Landbevölkerung bewirten liessen.

Am 26. August erfolgte wieder per Auto die Abreise nach „Venedig“, wo nach einem viertägigen Aufenthalte die

Rückreise über „Veldes“, heute „Bled“ genannt, erfolgte, so dass Seine Majestät am 5. September in Sinaia eintraf, wo er sich ausserordentlich gut erholte.

Der Gesundheitszustand Seiner Majestät hatte sich mittlerweile wieder derart gebessert, dass sich der hohe Weidmann entschliessen konnte, die Jagd auf den brünftigen Hirsch in seinem Leibgehege „Gurghiu“ mitzumachen.

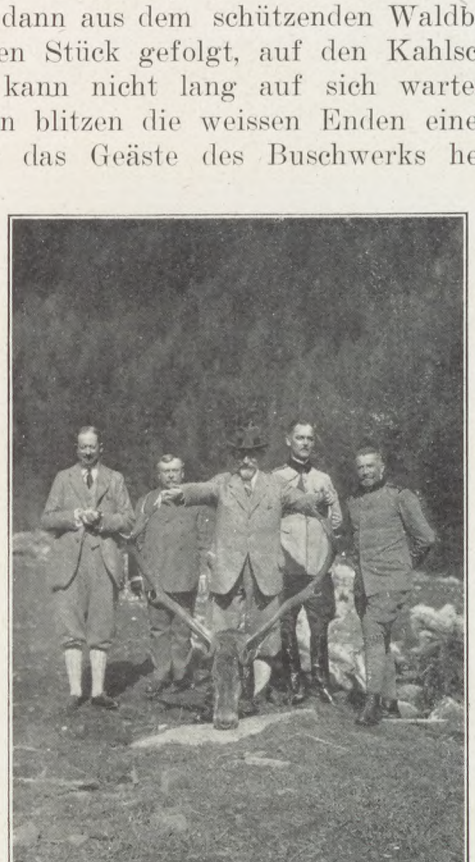
Es war den 22. September 1925, an einem sonnenklaren Morgen, als der Hofzug 8 Uhr früh in die Station Sächsisch-Reen einfuhr. Begleitet von Oberstjägermeister Exzellenz Anton von Mocsonyi und dem Leibarzt Dr. Mamulea wurde bis zum Umladen des Gepäcks auf die bereitgestellte Forstbahn das Frühstück eingenommen und dann die Fahrt entlang des Râul Gurghiului nach der 42 Kilometer entfernten Blockhauskolonie „Lapuşnea“ angetreten, wo an der Mündung des Sebeştales, beim Gendarmerieposten, ausgestiegen und die Fahrt nach dem 4 Kilometer entfernten Jagdhause Sebeş per Wagen fortgesetzt wurde.

Die kühlen, dabei aber herrlichen Herbsttage brachten bei dem hohen Stande an Rotwild eine flotte Hirschbrunft mit sich, so dass Seine Majestät, durch das lebhafte Schreien der Hirsche angeregt, mitten im köstlich harzduftenden Tannwalde, sich ungemein frisch und wohl fühlte.

Es war am 26. September nachmittags, als der allerhöchste Jagdherr, vom Hofjagddirektor und seinem Leibjäger begleitet, die Kanzel Nr. 3 nächst des Hochwaldrandes bestieg. Hier trat, von zwei Tieren begleitet, noch vor Sonnenuntergang, stets ein sehr starker, dunkelgefärbter Kronenhirsch aus, dessen Erlegung sich Seine Majestät zum Ziele gesetzt hatte. Die Sonne stand noch ziemlich hoch, als bereits etwa 4 Uhr 30 Minuten der Brunftschrei des Hochgeweihten am Waldrande erdröhnte, dem bald darauf noch manch kräftiger Kampfruf folgte.

Wir blicken gespannt der Buchengruppe zu, woher der Ruf erscholl, als auch schon das Haupt des Leittieres im buntfärbigen Blätterschmucke einiger Sträucher am Waldessaume sichtbar wurde. Unverwandt äugt das vorsichtige Tier nach allen Seiten, bis es sich von der vollen Gefahr-

losigkeit seiner Umgebung überzeugt hatte. Allseits sichernd schreitet es dann aus dem schützenden Waldbestande, von einem zweiten Stück gefolgt, auf den Kahlschlag heraus. Der Hirsch kann nicht lang auf sich warten lassen und richtig, schon blitzen die weissen Enden eines Kronengeweihes über das Geäste des Buschwerks hervor. Noch



S. Majestät letzter Hirsch.

50 Gänge und das herrliche Tier verhofft, die volle Breitseite zeigend, auf etwa 120 Gänge vor dem Hochstande. Langsam schiebt sich der 9 Millimeter Seiner Majestät durch die Schiesscharte hindurch. Ein scharfer Knall und mit krummen Rücken und hoher Flucht quittiert der Hochgeweihte die königliche Kugel, indes ein rasch folgender zweiter Schuss ihn nach wenigen Fluchten hinter einer Fichtengruppe vollends

zu Boden wirft. Als der hohe Schütze sich nach geraumer Weile an den Anschuss begibt, wird der gewaltige Recke nochmals hoch, so dass ihn noch zwei Fangschüsse zur Strecke bringen müssen. Mächtig schlägt noch das Kapitalgeweih um sich und trifft dabei den danebenstehenden Jagdleiter derart heftig mit dem Flachteile der Schaufelkrone in die Schläfengegend, dass er betäubt zurücktaumelt und nachher infolge der Verwundung vom Leibarzte verbunden werden musste. Noch einige konvulsivische Zuckungen, dann liegt der kraftstrotzende Waldesrecke regungslos vor dem königlichen Schützen.

Als damals vom Hofjagddirektor an Ort und Stelle Seiner Majestät der schweissbedeckte Tannenbruch überreicht wurde, ahnten wohl beide nicht, dass dies der letzte Hirsch des erlauchten Schützen werden sollte.

Seelisch und physisch gekräftigt, verliess der hohe Weidmann die Berge und Wälder von Gurghiu, um nach Sinaia und dann nach Bukarest zurückzukehren.

Das Schicksal sollte aber dem edlen Fürsten nicht lange die erwünschte Ruhe gönnen, denn die Ereignisse des Jahresschlusses 1925, wie der Staatsakt vom 4. Jänner 1926 hatten seelisch einen Zusammenbruch zur Folge, dem allmählich auch der körperliche folgte.

Manche Träne kollerte, wie es mir der Leibkammerdiener gestand, bei durchwachten, kummervollen Nächten dem um die Thronfolge besorgten und bis ins Herz getroffenen Vater über die Wange. Appetitlosigkeit und seelische Depression schwächten von nun an nach und nach den sonst so rüstigen Körper.

Am 15. Juli 1926 wurde die Fahrt nach Frankreich angetreten, um nach 10tägigem Aufenthalte in Paris nach Vichi weiterzureisen, wo aber, nach seinen eigenen Aussagen, die Kur dem hohen Patienten keinen besonderen Erfolg brachte. Im Hotel „Ritz“ auf der „Place de Vendome“ wurde am 24. August der 61. Geburtstag gefeiert und dann die Reise am 28. Juni nach dem Familiengute, der Weinburg, fortgesetzt. Nach viertägigem Aufenthalte dortselbst ging es über Venedig nach dem reizenden, am gleichnamigen

See gelegenen „Veldes“ (Bled). Hier im engen Kreise der serbischen Königsfamilie wurden 8 Tage angenehm verbracht und dabei auch ein eintägiger Ausflug ins Gramagelände, einem Teile des mächtigen Triglafmassivs, unternommen.

Nun ging es wieder nach Sinaia zurück, wo der Besuch seiner Neffen, der beiden Hohenzollernprinzen einige Zerstreuung brachten. Doch dieser und die darauf folgende vierzehntägige Donaufahrt, an der der Verfasser dieses auch teilnahm, konnte die langsam, aber stetig fortschreitende Verschlechterung des Zustandes des gütigen Landesfürsten nicht aufhalten, wobei die am 18. September erfolgte Hämorrhoidaloperation das eigentliche Übel vorerst nicht erkennen liess.

Unaufhaltsam ging von da an der Kräfteverfall, langsam aber stetig, seiner Wege. Die nach Rückkehr Ihrer Majestät aus Amerika, am 6. Dezember, durchgeführte grosse Operation, die nunmehr schon dem eigentlichen Übel, dem Krebse, galt, brachte nur eine zeitweise Linderung.

Der heilige Abend sah Seine Majestät noch im Kreise seines versammelten Hofstaates und gütig, wie immer, liess er es sich nicht nehmen, vereint mit Ihrer Majestät, persönlich die Gaben an Alt und Jung bis zum letzten Stalljungen herab, zu verteilen.

Im Februar setzte die 48 tägige, ein- bis dreistündige Radiumbehandlung durch Professor Dr. Slouis und den ersten Kapazitäten Bukarests ein, die wohl den letzten Versuch der Kur darstellt, jedoch kein Zurückschreiten dieser unbarmherzigen Geissel der Menschheit erwirkte und den allmählichen Kräfteverfall des hohen Patienten nicht mehr aufhalten konnte. Sich immer schlechter und schwächer fühlend, überfiel ihn im März die Grippe, die durch 14 Tage hindurch Seine Majestät zwischen Tod und Leben schwanken liess.

Als nun im Mai die milden Frühlingslüfte über das Land strichen, da entschloss sich das Ärztekonsil, den Schwerkranken nach „Scroviște“, dem lieblichen Waldschlösschen am Rande eines kleinen Sees, auf der Kron-

domäne Periș, zu überführen, damit er hier in der köstlichen Waldeinsamkeit, mitten im jungspriessenden, blumenreichen Tann- und Eichenwalde Erquickung und Labung finde. Es sollte hier ein Übergang für den Sejour in Sinaia vorbereitet werden.

Als aber im Juni sich die Temperatur in der Tiefebene zusehends hob, da wurde wieder gepackt und übersiedelte der ganze Hofstaat am 24. Juni nach dem herrlichen, harzduftenden Feenschlosse „Pelișor", nächst Sinaia, wo die stets fürsorgliche Hand Ihrer Majestät dem Kranken ein reizendes Zelt auf einer sonnigen Waldwiese aufstellen liess.

Doch auch hier half weder die aufopferungs- und liebevolle Pflege der rastlos um ihren hohen Gatten besorgten Königin, noch die treue Hand seines, von einer Pflegeschwester unterstützten Leibkammerdieners etwas. Das Dahinsiechen des Königs schritt unaufhaltsam und sicher seinem Ende zu.

Es war sechs Tage vor dem erschütternden Ende, als mir noch das Glück zuteil wurde, in Sinaia empfangen zu werden. Als ich zu ihm eintrat, sass Seine Majestät an seinem Schreibtische und blätterte gleich darauf mit freundlichem Grusse in dem von mir überreichten neuerschienenen Jagdwerke.

Fünf Monate hatte ich den hohen Kranken bis dahin nicht mehr gesehen, und welche schreckliche, erschütternde Überraschung.

Anstatt des frischen und munteren Weidmannes, den ich durch sieben Jahre hindurch die hohe Ehre hatte durch die Wälder und Berge seiner herrlichen Jagdgründe zu führen, sass hier verfallen und siech, das Opfer eines unheimlichen, unerbittlichen Leidens vor mir. Fast unhörbar war die sonst so klangvolle Stimme, die einst so frisch und mannhaft zu uns sprach, kalt und kraftlos die Hand, die einst ebenso sicher sein Reich, als den Stutzen führen konnte. Bittere Tränen kollerten bei diesem Anblick über meine alten Wangen, als ich das Arbeitszimmer des unrettbar Kranken verliess. Es war ein Abschiednehmen für immer. Es war die Hand eines Sterbenden, die ich am 14. Juli, 11 Uhr 45 Minuten, zum letzten Male umfassen konnte.

Am 20. Juli trat die längst erwartete Katastrophe ein.

In den Armen seiner treuen und fürsorglichen hohen Frau, die in den letzten drei Wochen unentwegt am Krankenlager Tag und Nacht, mit kurzen Unterbrechungen, geweilt hatte, gab der hohe Kranke 2 Uhr 15 Minuten morgens seinen Geist auf.

Was das Land an ihm verloren, dass wird die Geschichte sagen. Wir aber, die wir durch das uns geschenkte Vertrauen die hohe Auszeichnung genossen, auf stundenlanger Pirsche, auf langandauernden Ansitzen hoch oben im fernen Bergwalde bei intimstem Kontakte, in seinen unmittelbaren Diensten zu stehen, wir verloren einen gütigen, stets väterlich und warmfühlenden Freund und Gönner an ihm.

Uns königliche Jäger aber verliess für immer ein jederzeit für die schöne Natur und seine Geschöpfe hochbegeisterter, stets weidgerechter und kugelsicherer Jägersmann.

Tief erschüttert senkt daher ehrfurchtsvoll und stumm die königliche Jägerei die verwitterten Hüte vor seinem offenen Grabe und mit gedämpften Hifthornruf legt sie den letzten grünen Bruch auf seinen Sarg.

Die bebenden Lippen aber flüstern in tiefer Trauer und bitterer Wehmut dem dahingeschiedenen, unvergesslichen Jagdherrn zu, ein letztes schmerzerfülltes

„W e i d m a n n s h e i l !“

Hermannstadt-Sibiu, am 30. Juli 1927.

MNM MÚZEUM KÖNYVTÁRA